

DIE SÜNDERIN



ROMAN AUS DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT VON

MARA VON BERKS

Mara von Berks
Die Sünderin

Roman aus der österreichischen
Gesellschaft

1907



Portrait by pinna

Kiamala F.

Ara Pape Kasket

Textvorlage: Austrian literature online

(<http://www.literature.at/default.alo>)

Font (Überschriften): FoglihtenNo07 by glukfonts.pl

Vektorgrafik (Sternchen): Freepik (<http://de.freepik.com/>)

Buchdeckel: Original der Ausgabe von 1907 (bearbeitet)

Die Rechtschreibung wurde gemäßigt aktualisiert.

1.

Bei Hofrat v. Felseck ist Empfangstag. Eine Dame, die eben gelangweilt die Treppe hinaufsteigt, sieht sich das Kärtchen, welches zu Saisonbeginn versandt wurde, nochmals an.

»Jeden zweiten Mittwoch von 5 bis 7. Also doch richtig.«

»Sie auch, liebe Baronin«, spricht sie eine zweite Besucherin an, die gleichzeitig vorgefahren ist, aber der Baronin einen kleinen Vorsprung ließ, um nicht vor ihren Augen aus der Einspannerdroschke zu steigen. Das Zufallen der eleganten Coupétür hat sie wie ein elektrischer Strom berührt. Sie kennt dieses ideale Geräusch — wie das imponiert — welches Lüstre das gibt — — aber leider eine arme Rechnungsrätin kann sich derlei nicht leisten.

Die Baronin hat sich umgewandt:

»Ach Sie, liebe Frau v. Rosner —«

Sie zieht sich die elegante Sealskinjacke enger zusammen — und spielt mit ihrem Visitenkartentäschchen aus Schildplatt mit Monogramm.

»Wie viel man oft an einem Tage abtun muss. Ich war

eben nicht ganz sicher, ob es bei Felsecks heute ist —
—«

Die Rätin seufzt:

»Ja die Mittwoche sind diese Saison stark besetzt —
haben Sie für heute noch viele Besuche vor?«

»Zwei — drei — ähnliche *Corvéen* — zu meinen
Bekanntem sende ich einfach vormittags einen Diener —
ob sie für den Abend *at home* sind — diese Jour-Manier
wird ja nachgerade zu allgemein —«

»Gewiss, gewiss«, pflichtet die Rätin bei, obwohl sie
es gar nicht so einfach findet, einen Diener, den sie
überhaupt nicht besitzt, mit Anfragen umherzusenden.
Auch die leise Impertinenz, dass die Baronin das Wort
›meine‹ Bekannten vorhin etwas scharf betonte, wohl im
Gegensatz zu Felsecks und ihr, würgt sie tapfer hinunter
— —

Oben hält indessen ein Diener schon die Entreetür
offen — was die Baronin veranlasst, zu sagen:

»Felsecks sind ja sehr nette junge Mädchen — —«

Die Rätin pflichtet bei:

»Die ältere, Vera, ist interessanter. Etwas stark
Sportdame, die kleinere dicke Olga ist phlegmatischer.«

»Sie scheint der Mama nachzugeraten, eine gute dicke
Dame mit mäßigem Takt — der Vater ist bei weitem

mehr *fair* — gute Familie —«, nickt die Baronin im Flüsterton.

Die Damen sind indessen eingetreten — die Baronin nimmt, wie selbstverständlich, den Vortritt — in den gedämpft erleuchteten Salon — Stimmengewirre — die Hausfrau drückt eben zwei Besucherinnen, die sich prompt erheben und den Neuangekommenen ihre Stühle überlassen, Abschied nehmend die Hände. Es sind zwei ausgeprägt aristokratische Gestalten — ältere Stiftsdamen — vornehme Armut. Die Baronin Reiman nickt ihnen vertraulich zu, — die Rätin übersehen sie. Die Hausfrau fragt angelegentlich nach dem Befinden, klagt über einiges, wodurch sie mehrfach zu interessieren hofft, und lässt sich Neuigkeiten mitteilen. Die Rätin denkt dabei meistens, dass ihre Droschke unten nicht zu lang stehen darf, lächelt aber verbindlich. Im Nebenzimmer stehen drei junge Mädchen am Fenster. Eine hübsche Gruppe, die beiden Felsecks und Fräulein Elsi Lamballe — die Tochter eines einflussreichen Hofbeamten — eckig mager, aber lebendig wie Quecksilber. Ein junger Ministerialbeamter, der schöne Bito, hofiert ihnen in keckem Witztone — — — man spricht von Sport — nicht mehr so viel von Rennen und Pferden wie früher. Die jungen Damen führen fast nur die Worte Autos, Chauffeurs, Garagen im Munde. Man gehört ja heute nur mehr dann ganz zum *High Life*, wenn man Auto fährt.

»Ja denken Sie sich«, sagt Vera eben, »das war gestern die reine Gondelfahrt — über Hunde, Katzen und Steinhaufen — — in der Garage, wo wir hielten — Benzinmangel.«

»Sie hätten mir depeeschieren sollen, Fräulein Vera: Bito — sofort Benzintonne.«

Die jungen Leute lachen. Nebenan im Salon hört man die Stimme eines neuen Ankömmlings.

Baron Bito blinzelt Vera bedeutungsvoll zu.

»Fräulein Vera — Er —· —«

Olga ergänzt seine vielsagende Bewegung.

»Er, der Herrlichste von allen«, summt sie und kneipt ihre Schwester verstohlen.

Vera hat sich schon einen andern Gesichtsausdruck zurechtgelegt. Sie weiß, dass der Eingetretene ihr Bräutigam, der Gutsbesitzer und künftige Abgeordnete, Robs v. Thorwald ist. Sie seufzt ein wenig; mit Baron Bito und den andern ist ja das Scherzen weit angenehmer, aber Robs v. Thorwald bietet ihr eine Position, und ihm gegenüber passt ein wenig nachdenkliche Ruhe besser. Er ist auch ein schöner Mann — groß, vornehm — nur manchmal etwas unbequem — mit seinen vertieften Ansichten und sarkastischen Geistesblitzen.

Vera findet oft, dass die Liebe durchaus nicht blind sei: Er sieht manchen Fehler an ihr und betont ihn mit seiner

Ironie. Warum er sie gewählt hat? Vielleicht, weil ihr Bruder freundschaftlich an ihm hing, weil die beiden zusammen jagen, rauchen und reiten. Leutnant Fritz hat ihm unabsichtlich den Wunsch nach der Schwester suggeriert.

»Was glaubst du, wen soll Vera heiraten?« fragte er oft übellaunig — »jeder hat einen Defekt — Bito spielt — Waldheim wird auch bald verkracht sein. Sonnleitner ist ein ekelhafter Parvenü — Herrgott, wenn man nur in eine anständige Verwandtschaft käme. So ein Kerl wie — du — das wär' was — nach meinem Geschmack — —«

Thorwald lacht.

»Vermutlich heiratet sie aber nach ihrem und nicht nach deinem.«

Fritz brummt.

»Gar nicht notwendig. Wenn ich ihr sage: ›Robs v. Thorwald ist für dich zu haben‹ — — kann sie totfroh sein. Passt ganz gut zu dir — — du einen Meter sechzig, sie einen Meter dreißig, sie zwanzig, du dreißig — — macht ein halbes Jahrhundert zusammen — — könnt gleich mit der Goldenen beginnen.«

Robs v. Thorwald hat sich schließlich in den Gedanken eingelebt. Er sieht Vera daraufhin immer interessierter an, und sie kommt ihm mit wachsendem Verständnis entgegen. Alles schiebt die Beteiligten mit unsichtbaren

Händen nach dem einen Ziel. Die künftige Schwiegermutter lobt dem Prätendenten die Tochter, der Tochter den Bewerber.

Olga macht naive Bemerkungen und Fritz sekundiert. Man findet, dass Vera rot wird, wenn Thorwald eintritt — man sagt ihm — — »Gottlob, dass du da bist, Vera war schon unausstehlich.«

Vera protestiert — —»Wie könnt ihr das sagen?« — — wendet sich aber verlegen ab, Fritz bringt es endlich zum Klappen. Er sucht einen Vorwand zu einem Champagnersouper.

»Du, Vera — bist ja ein hochmodernes Mädel — an deiner Stelle versuchte ich's — und hielte um Robs an.«

Vera lacht gezwungen.

»Damit er nein sagt!«

Robs tritt zu ihr.

»Und wenn er ja sagt?« — Er fasst nach ihren Händen und zieht sie leicht an sich.

»Bravo — Tusch — hinaus — — alle hinaus — Olga — du zuerst — das ist nichts für dich — die Bombe ist geplatzt — —«

In komischer Hast treibt er Olga vor sich her zur Türe hinaus, während Robs Vera lange und leidenschaftlich küsst.

Seither ist die Verlobung offiziell geworden.

Das Brautpaar ist nicht übertrieben verliebt, aber doch zunehmend zärtlich.

Robs erinnert sich manchmal vergleichend an seine Studentenlieben oder eines seiner sogenannten späteren Verhältnisse. — Das war doch anders in einzelnen Fällen.

Frauen fallen ihm ein, deren Augen das Glück mit Tränen füllte, die sich stumm und innig an ihn schmiegen — als ob sie ihn nie wieder lassen wollten — aber das zieht nur flüchtig schemenhaft vorüber: die keusche Kühle seiner Braut ist gesellschaftlich korrekt, die richtige Salonliebe.

Robs v. Thorwald hat die jungen Mädchen begrüßt. Die Hand seiner Braut behält er ein paar Sekunden länger in der seinen. Vera taucht ihren Blick tief in den seinen und denkt dabei, dass er gut aussieht und eine hübsche Krawatte trägt. Sie liebt ihn nach der Art seiner Kleidung, in einem elegant sitzenden Smoking mehr, als in dem täglich gewohnten Straßenanzug. Es ist das ein sicherer Barometer ihrer Liebe, und erklärt, was er oft Rätselhaftes und Veränderliches in ihrem Wesen findet, was sie ihm interessant macht.

»Du bist spät gekommen«, sagt Vera, um auszudrücken, dass sie ihn vermisste.

»Verzeih'«, entgegnet er ebenso, »an solchen Tagen

beeile ich mich nicht übermäßig — dieser Empfangsrummel mit obligatem Tee ist die schwerste Zwangsarbeit des modernen Kulturmenschen. Noch, wenn man hier herein flüchten darf.«

Elsi Lamballe lacht.

»Da drinnen aber ist's fürchterlich!« ergänzt sie, auf den Nebensalon deutend.

Olga nimmt sich der Gäste an.

»Mein Gott, heute waren eben viele da — sie mussten ja digerieren, da wir vor acht Tagen Soiree gaben. Mama stört uns so nicht. — Ich hörte sie mindestens zehnmal sagen: ›Die Jugend ist da drinnen — gehen Sie doch zu ihnen —‹«

Baron Bito stimmt bei.

»Richtig — wurde mir auch gesagt. Alles, was jung und noch ledig ist, bekam diesen charmanten Wink.«

Elsi Lamballe sagt neckend:

»Übermäßig jung sind sie gerade nicht, aber sehr ledig — kommen Sie — ihren Arm«, lacht sie, Baron Bito fortziehend, »ich sehe Mama als letzte aus dem Salon segeln.«

»Servus, Kinder!«

Die Tür ist hinter den letzten Besuchern zugefallen, Frau v. Felseck kommt in das Zimmer ihrer Töchter und

sinkt erschöpft in einen Fauteuil.

»Mama«, klagt Olga, »Fritz ist eben gekommen und nascht alles weg, was auf dem Tortenbrett noch steht — das wäre doch fürs nächste Mal.«

»Still«, warnt Frau v. Felseck mit einem Blick auf den Bräutigam, »der arme Junge liebt das Süße so sehr.«

»Ja, Mama«, tönt es von daneben, »das Süße — das Schöne — und das Teure. — Warum habt ihr Elsi Lamballe schon fortgehen lassen? Eigens wegen ihr bin ich von der Reitschule aus direkt hieher. — So ein Tag, wo ich solide daheim einrücke, ist sonst geradezu eine Merkwürdigkeit.«

»Gott sei's geklagt, ja«, brummte der Kommerzienrat, der händereibend umhergeht und an Geschäfte und Politik denkt.

Robs v. Thorwald lacht.

»Komm' herein, Fritz, — habe dir was Neues zu sagen.«

»Nun«, fragt der hübsche Leutnant, mit vollgepfropften Backen erscheinend, »Luftschiff erfunden? Haupttreffer gemacht?«

»Keines von beiden, aber abberufen — zwei Monate nach Marburg in wichtigen Mandatsangelegenheiten — ein Nest fürchte ich, wo man kaum anständig wohnen kann.«

»Anständig wäre Nebensache«, lacht der Leutnant, »aber komfortable. Vera als Strohbraut — das wird eine himmlische Laune geben.«

»Was willst du — wenn ich Abgeordneter werden soll — Vera wird mir schreiben«, sagt Robs, die Hand seiner Braut erfassend.

»Gewiss«, sagt sie, den Druck erwidern, »aber fade wird es doch sein. Als Braut kann ich ohne dich nirgends hingehen.«

»Betrübt dich das am meisten daran«, sagt Robs v. Thorwald ein wenig ironisch.

Vera errötet.

»Nein, das nicht — aber man ist so isoliert als Braut. Man gehört nicht mehr recht zu den Mädels und noch nicht zu den jungen Frauen.«

»Nicht Fisch — nicht Mensch!« zitiert Fritz spöttisch.

»Was ich sagen wollte«, Robs v. Thorwald streicht sich sinnend über die Stirne, »lebt in Marburg nicht eine Verwandte der Herrschaften, eine Witwe — — Margit v. Felseck — — — ich würde in diesem Falle meinen Besuch dort machen.«

Eine Pause entsteht und die Familienmitglieder sehen einander etwas befangen an.

»Keinesfalls«, sagt Vera erregt, »wir verkehren nicht

mit ihr.«

Fritz pfeift eine Melodie.

»Wie sang doch der Librettist des seligen Offenbach — ›wenn man der Tugend Fallstricke legt.««

»Schweig«, fuhr der Kommerzienrat erregt auf, »sie trägt doch immerhin unseren Namen.«

»Aber sie trägt ihn schlecht, mein lieber Konrad«, sagt Frau v. Felseck jetzt würdevoll, »du kannst von den Kindern nicht verlangen, dass sie Margit bei ihrem Lebenswandel achten, nur weil sie die Witwe unseres Neffen ist.«

»Ach so«, nickt Robs v. Thorwald, »etwas schwächliche Moral — verstehe —.«

»Leider — leider«, nickt Frau v. Felseck, »mein Neffe ist kaum acht Monate tot und man spricht von neuen Beziehungen seiner Witwe — zuerst zu einem jungen Ausländer, dann zu einem andern; — geradezu unglaublich, wir wollen gar nichts Näheres wissen —«

»Natürlich hältst du dich ferne«, vollendet Vera. — —

»Wenn es so ist, gewiss«, stimmt Robs v. Thorwald bei. Die leichtlebige Witwe interessierte ihn im Augenblick nicht weiter.

Erst als er am Abend mit Fritz heimwärts schlendert, und dieser pfeifend an seinem Arm hängt, wird er wieder

an sie erinnert.

»Du«, sagt Fritz, »diese Witwe und Cousine Margit will ich mir doch näher anschauen, wenn ich dich mal in deiner Verbannung besuche; so treulose Weiber — das ist mein Fall — für die schwärme ich.«

* * *

2.

Robb ist in Marburg angekommen. Auf Schritt und Tritt hat er das Unbehagen des Großstädtlers gegen die Kleinstadt durchempfunden. Keine Rohrpost, kein blendendes elektrisches Licht, Journale vom Vortag — Wichtigtuerei der Bewohner bei lächerlichen Anlässen. Schon ein durchreisender Hundezirkus ist hier ein Ereignis.

Gesellschaft fast keine. Und dieser lächerliche Parademarsch geschmackslos gekleideter Frauen beim Mittagskonzert am Sonntag. Apotheker und Ladenschwengel flankieren die Promenade.

Doch halt — nein — es ist auch etwas Garrison da, Kavallerie sogar.

Der Oberst, Baron Ledor, ist der Schrecken der kleinen Stadt. Er behauptet, in dem miserablen Nest gäbe es nur dekrepide Leute — nicht einen Menschen, der aushielte, wenn man einmal ordentlich die Nacht durchlumpen wolle. Gleich sind sie hin — jämmerliche Philisterkreaturen — die ein paar Nächte außer Bett einfach umwerfen.

So ein Jammervolk! Seine beiden Mädels sind anders

gezogen. Große, magere, beinahe unschöne Rassegestalten — beide über die erste Blüte hinaus — Irma und Anka — Sportmädern — mit unleugbarem Schick. In lebensgefährlichem Tempo kutschieren sie abwechselnd durch den Ort, auch über das Trottoir hin, grüßen mit dem Peitschenstiel, und der ungarisch livrierte Bursch in tadelloser Haltung rückwärts am Dienersitz, verzieht keine Miene, auch wenn sie einmal aus Übermut direkt in eine Kaffeehausscheibe fahren, um irgendeinem Leutnant, der dort in ein Blatt vertieft, seinen Kognak schlürft, einen Possen zu spielen, mit dem sie darüber gewettet haben.

Ja, Rassemädel beide. Der Oberst versichert es mit befriedigtem Schmunzeln, sooft er um vier Uhr morgens, wenn die solide Stadt das letzte öffentliche Lokal unwiderruflich schließt, seine Herren nach Haus mitnimmt. Die Mädern werden geweckt, die Gräfin Mama leidet an Fettsucht und zählt überhaupt nicht. Der schöne Oberst hat sie als Leutnant geheiratet, als er schon in einem Meer von Schulden unterzugehen drohte. Sie ist von gutem Adel, sehr reich, aber von einer zwergartigen Hässlichkeit, so dass sie selbst einsieht, ihr flatterhafter Gatte habe ein gewisses Recht, ihre Existenz lieber zu vergessen. Gott sei Dank, dass die Mädern ihr gar nicht nachgeraten. Bei so einem feschen nächtlichen Einbruch des Papa, mit Gesellschaft sind sie gleich zur Stelle — in losen Blusen — und leicht aufgesteckten Frisuren. Das

Klavier wird geöffnet, man tanzt und singt und spielt und dann direkt ein frischer, fröhlicher Morgenritt — —

Robb v. Thorwald hat sich den Damen vorstellen lassen. Sein Genre ist es zwar nicht — er liebt eine korrektere weiblich anmutige Haltung — aber diese Mädels können ja als Kameraden genommen werden.

Heute Abend ist man wohl wieder dort. Rittmeister Treptow hat ihn abgeholt und sie schlendern beide der Wohnung des Obersten zu.

Ein Wagen rast an ihnen vorüber — ach, der Damen — Anka kutschiert — und hält eben mit einem kurzen Ruck vor dem Hause.

»Wohin?« ruft Baroness Irma den nacheilenden Herren entgegen.

»Zu Ihnen, wenn Sie gestatten.«

Anka lacht.

»Wir müssen Ihnen noch dankbar sein — denn, wenn Papa allen Flaschen allein die Hälse brechen soll — wird er melancholisch.«

Sie hat die Zügel dem Diener zugeworfen und steht mit einem Satz am Trottoir. Irma langt ungeniert in die Zigarettentasche des Rittmeisters, die er eben einstecken will.

»Ägyptische — ja? — Auch ein bisschen Feuer —

soweit der Vorrat reicht — Strohfeuer natürlich ——«

»Ich versichere, Baronesse.«

»Und so weiter — und so weiter«, unterbricht ihn Irma rasch.

»*Allons* — treten wir's an — wisst Ihr, wir empfangen ja heute, und da Manna viel zu bequem zum Reden ist und Papa sich drückt, werden die Besucher an Gähnkrampf sterben.«

Scherzend und lachend ist man die Treppe hinaufgestiegen.

Robb hält sich zu Anka, die wenigstens manchmal einen kleinen Anflug von mädchenhafter Schwärmerei hat, indes der Rittmeister die kecke Irma vorzieht.

Im Salon findet man nur die Baronin in sanftem Schlummer.

Die Mädels lachen wie toll.

»Mama, wahrhaftig — hast du die ganze Kleinstadt in die Flucht geschlagen — jemand wird doch da gewesen sein —?«

Ehe die Baronin noch ganz ermuntert ist — lässt sich ein neuer Besuch anmelden.

»Frau Margit v. Felseck.«

Robb setzt seine kühlste Miene auf. Fatal — die gewisse Verwandte seiner Braut, die man ignorieren soll.

Sonderbar, dass man sie hier empfängt — freilich, in dem Hause ist man vorurteilslos.

»Margit«, rufen beide Baronessen erfreut, »endlich sieht man dich!«

Margit drückt ihnen herzlich die Hände und nähert sich der Baronin. Diese rafft sich mühsam auf.

»Irma, liebes Kind, stelle doch die Herren vor!«

Robs unterbricht fast ungezogen.

»Gestatten Sie, Baronin, dass ich mich empfehle!«

Margit wendet sich um und sieht ihn erstaunt an. Jetzt erst mustert er ihre Erscheinung mit einem prüfenden Blick. Keine Schönheit — kurzes, lockiges Haar — große, ausdrucksvolle Augen und etwas Weiches, Anschmiegendes in allen Bewegungen.

Ihr Blick verwirrt ihn ein wenig. Es liegt wie eine Frage darin, etwas von dem Kummer eines Kindes, dem man ungerecht begegnet.

Robs v. Thorwald fühlt, dass er leicht errötet — und wendet sich mit einer kurzen Verbeugung zur Tür. Dort läuft er aber direkt dem Hausherrn in die Arme.

»Halt — halt«, lacht der unverwüstliche Oberst, »dageblieben, Sie Ausreißer — was mach' ich denn allein da unter so viel Weibervolk?«

»Aber Papa«, lacht Anka und deutet nach der Tür, wo

eben ein älteres adeliges Fräulein, Lora v. Gaust und eine Gräfin Pirher, beide Bewohnerinnen eines adeligen Damenstiftes, eintreten.

»Himmel!« stöhnt der Oberst — und starrt mit komischen Entsetzen auf die magere Lora, die den Sonnenschirm wie eine Flagge hält.

Die Vorstellungen sind nun unausweichlich. Man hat Robs v. Thorwalds Name genannt und Frau Margit sieht interessiert auf.

»Robs v. Thorwald. Wohl der Bräutigam der Cousine Vera meines verstorbenen Mannes?«

Robs verneigt sich zustimmend, ohne ein weiteres Wort hinzuzufügen. Margit hat diese kühle Ablehnung gar nicht bemerkt.

»Wie glücklich Sie da sein müssen«, ihre großen Augen strahlen ihn warm und forschend an, »es ist ja so schön — so wunderbar schön — wenn wir lieben.«

Robs lächelt blasiert.

»Es macht die Damen jedenfalls unbescheiden — sie rauben uns in solchen Fällen unsere Gedanken, unsere Ruhe, unsere Lebenseinteilung.«

Margit sieht erstaunt zu ihm auf und schüttelt dann leise den Kopf.

»Liegt das Glück nicht vielmehr im Geben? Sehen Sie

— ich meine so ungefähr, wie das Gefühl bei der Bescherung am Christabend. Geben — geben — mit vollen Händen geben — glücklich machen, das ist für mich wie ein Wonnerausch. — Ich habe es nie so recht verstanden, im Empfangen das Glück zu finden.«

Robs v. Thorwald schweigt. Das Gespräch wird ihm zu intim, er richtet seinen Blick auf die anderen Damen. Der unverbesserliche Oberst hat die Gräfin Pirher ins Verhör genommen.

»Gräfin, Sie sind doch jetzt mit Frau Margit verwandt. Ihr Bruder hat ja eine Nichte Ihres verstorbenen Mannes geheiratet. Da müssen sich die Damen duzen.«

Er weiß, dass die ahnenstolze Provinzgräfin derlei perhorresziert. ›Nach oben‹ ist sie mit vielen Leuten, deren Namen sie nur aus den fürstlichen oder gräflichen Almanach kennt, verschwägert, ›nach unten‹ würde sie unter Umständen die eigene Schwester ›entfernt‹ finden.

»Dazu ist kein Anlass«, die Gräfin sagt es ziemlich impertinent, »wenigstens nicht als Verwandte, da stehen wir uns zu wenig nahe.«

»Hm — ich dünke — selbst die entfernteste Gelegenheit — wäre da mit beiden Händen zu erfassen. Frau Margit ist eine geniale Autorin«, fängt der boshafte Oberst von neuem an. »Haben Sie ihre letzten Plaudereien — über die Geisteskinder des Jahrhunderts

nicht gelesen?«

»Nein«, Gräfin Pirher lächelt herablassend zu Margit hinüber, »aber da ich selbst kleine Novellen für christliche Vereine schreibe, allerdings nicht so gesuchte, wie die Ihrigen, könnte ich Ihnen das ›Du‹ vielleicht als Kollegin anbieten.«

Margit wirft den Kopf mit feinem Stolz zurück.

»Schade, Gräfin — als Verwandte war ich Ihnen zu gering — als Dichterin sind Sie mir wieder zu wenig ebenbürtig. So kommen wir niemals zusammen.«

Robb v. Thorwald amüsiert sich.

»Temperament hat die hübsche junge Frau, sie verträgt offenbar die Peitsche nicht — aber es scheint ihr wehe zu tun, wenn sie verletzen soll — der Blick wird gleich wieder abbittend, er wirbt förmlich um Güte und Liebe.«

»Mädels, meinen Kognak!« schreit der Oberst belustigt. »Rauchen Sie doch, meine Damen! Zigarre gefällig, Fräulein Lora?«

Die Damen der Kleinstadt erheben sich konsterniert, obwohl sie dem Oberst nichts so recht übelnehmen.

Anka und Irma schleppen die Tablette mit Kognak und das Rauchtischchen herbei. Sie wissen, jetzt werden nur die feschen Geister bleiben.

Auch Margit hat sich erhoben.

»Werden Sie mich besuchen?« sagt sie zu Robs. »Ich möchte doch mehr von meinen Verwandten hören. Ich kenne sie nur vom Hörensagen.«

Robs will unter irgendeinem Vorwand ablehnen, aber unter dem Blick dieser, ein tiefes Geistesleben ausstrahlender Augen, vermag er es nicht.

Er verneigt sich zustimmend, und hat die Empfindung, dass die Fehler dieser Frau, die Liaisons, die man ihr vorwirft, sie im Werte scheinbar nicht herabdrückten.

Sie steht über dem Schmutzigen und Gemeinen — wie das nur möglich ist — auf einem schwanken Steg über den Trümmern der guten Sitte — und schlägt vor ihnen allen die Augen nicht nieder.

Ja — wie das nur möglich ist.

In seinem Hotelzimmer findet er am Schreibtisch einen Brief Veras vor. Kuvert — modernste, teuerste Papierindustrie, große, lange Schriftzüge. Institutscharakter ohne alles Persönliche. Robs fühlt plötzlich etwas wie Abneigung, ihn zu lesen. Es ist längst Dinerstunde und dazu gehört Stimmung. Er lässt ihn rasch in die Brusttasche gleiten und sucht sich Zigarren aus, gute, trockene, die er fast zärtlich abdrückt. Dabei hält er nachdenklich inne. Frau Margits Bild steht mit einem Mal in scharfen Umrissen, ordentlich blendend, vor ihm. Ärgerlich wirft er die Lade zu.

Unsinn — eine sittlich so schlecht beleumundete Frau — wie ist das nur möglich — — — —?

Vera v. Felseck ist übelster Laune. Ihre Brautschaft wird sich in die Länge ziehen — gewisse Sensationsgerüchte und das alberne Bedauern müssen erst zum Schweigen kommen.

Fritz hat umgeworfen. Vom Ministerium ist es schon als definitive Entscheidung herabgelangt — nachdem er es lange verheimlicht — dass er sich dem Ehrengerichte stellen musste. — Verlust der Offizierscharge — wegen einer Skandalaffäre mit einer Tänzerin in einem öffentlichen Lokal und schmutziger Schulden.

Der arme Junge ist wie vor den Kopf geschlagen. Dieses Ausstoßen aus der Gemeinschaft der Kameraden ist doch unsagbar bitter — er war doch nicht schlimmer als viele der anderen, die sich mit Manichäern, Dirnen und Karten herumschlagen und manchmal mit glücklichen Pferdekäufen wieder rangieren. Die exklusivste aristokratische Gesellschaft erteilt der Kavallerie — vermutlich, weil sie alle diese Tugenden so sorglos übt — ja eine Art Adelsbrief. Es ist die einzige Waffe, die ganz salonfähig ist.

Fritz hat nur mehr Pech gehabt. Ein General hat ihn berauscht gesehen — und da fiel es ihm noch ein, an den Säbel zu greifen. — —

Die Hauptsache ist: nur kein unliebsames Aufsehen. Es muss Gras über die Sache wachsen.

Der Vater denkt an einen Eintritt in eine Bank, an einen Stallmeisterposten — ein Graf ist ja in ähnlicher Lage sogar Champagnerreisender geworden. Die Schwestern sind mehr für die exotischen Länder. In die afrikanische Fremdenlegion etwa.

Fritz kann ihnen da nicht schaden — und schließlich, warum war er so grenzenlos leichtfertig. Dass ihnen früher die Eleganz, mit der er auftrat, der Übermut in Geldsachen sehr gefiel, haben sie vergessen.

Während sie ihn sonst darum bettelten — es sah so hübsch aus: in der flotten Uniform und die Schwestern in den schicken Kostümen zu beiden Seiten an seinen Armen — wollen sie jetzt gar nicht mehr mit ihm auf die Straße gehen. —

Endlich ist der Familienrat einig. Fritz fährt vorläufig zu seiner ältesten Schwester Mary Baronin Gatscher nach Marburg.

Sein Schwager ist Rittmeister, und daher nicht sehr erfreut — erst ganz kürzlich nach Marburg gekommen — aber momentan ist es der beste Ausweg. Fritz schafft sich nur noch neues, elegantes Zivil an und fährt mit einem späten Abendzug.

Sein Schwager erwartet ihn am Bahnhof. Er ist ein

brutaler Kraftmensch, mit dem seine zarte Frau nur mühsam Schritt hält, aber so elend will er den ›armen Kerl‹ nicht behandeln.

»Umschmeißen kann jeder von uns«, meint er ärgerlich, »solange der Teufel uns Weiber, Karten und Weine in den Weg wirft. Ich auch — — «

Seine Frau schweigt zu diesem seltsamen Ausbruch von Selbsterkenntnis. Ihr ist jede Ablenkung ihres Gatten von seinen Ansprüchen an die Weiblichkeit willkommen. Nicht dass es ihr lästig wäre — Gott nein, sie hat ihn ja aus Liebe geheiratet — aber sie ist körperlich so schwach, so unsagbar müde. Zartfühlend war er wohl niemals, aber gerade diese fast rohe männliche Kraft gefiel ihr damals als Mädchen so sehr. Ein schöner Mann — dem die Frauen auch heute noch nur so nachliefen — freilich nicht die besten.

Fritz steht am Bahnsteig. Er zwingt ein leichtfertiges Lächeln auf die blassen Lippen. — — —

»Na — wie gefalle ich dir — im Zivil — als Philister.«

»Nun, lieber wär's uns beiden, du stecktest noch im Militärrock. Aber jetzt — Schwamm drüber. Hast du Gepäck?«

»Nur diesen Waggonkoffer und mein Necessaire.«

Der Rittmeister pfeift einer Droschke, um zu Fuß zu gehen, müsste er den Schwager wie sonst unterfassen —

und das geht jetzt nicht recht.

»Verkehrt Robs viel bei euch?« fragt Fritz im Wagen nach der ersten Verlegenheitspause. »Vera hat natürlich zahllose Grüße an ihn aufgetragen.«

»Dir — besser nicht«, brummt der Rittmeister, »so ein korrektes Zivilgewissen wie der — für den bist du rettungslos deklassiert.«

Fritz ballt die Hand so fest um den Lederriemen des Fellsteks dass er ihn abreißt. »Deklassiert«, zum ersten Male hat ihn das Wort getroffen — nein, nicht das erste Mal — das heißt, von einem Fremden. Vera und Olga haben es auch schon gebraucht.

Der Rittmeister pfeift, wie sie die Treppe hinaufsteigen, übertrieben laut — Mary ist eine gute Frau. Sie schließt Fritz in die Arme und bricht in Tränen aus. Beinahe geht es ihm ebenso — der Rittmeister poltert:

»Du, — Frau, — setz' die Tränendrüsen außer Tätigkeit, — das reine Nervenbündel, deine Schwester, — ein solides Souper, — Schweinebraten, tüchtig begossen, — das wird auch Fritz aufmuntern. Vorwärts, — Johann, anrichten, — anrichten, — ein leerer Sack steht nicht!« brüllt er den Diener an.

Der Rat erweist sich als praktisch. Der Schweinebraten ist vorzüglich, der Rittmeister ein nüchterner

Genussmensch, sieht selbst nach der Küche.

Wie man im besten Zuge ist, erscheint Robs von Thorwald.

»Ihre Schwester hat mir geschrieben, — ich wollte mir doch selbst Nachrichten holen«, — sagt er, nach einer Stuhllehne greifend, ohne Fritz die Hand zu reichen.

Diesem zuckte es nervös über das blasse Gesicht.

Warum auf einmal dieses impertinente ›Sie‹, früher duzten sie einander doch? Er möchte aufbrausen, den andern beschimpfen, fordern. Dann fällt es wie Blei auf seine Seele. Fordern — kann er, darf er denn? Er ist ja nicht mehr satisfaktionsfähig.

Mit einmal erlischt der letzte Funke Jugendübermut in seinem hübschen Gesicht. Ganz stille und demütig wartet er ab, bis man zu ihm spricht.

Der Rittmeister unterbricht das Schweigen.

»Vera hat also Eure Hochzeit hinausgeschoben — bis 20. Mai, höre ich.«

Robs bejaht.

»Bis dahin erledige ich auch alles hier, — meine Wahl, die Gutsangelegenheiten, und wir können reisen.«

Mary sieht in ihrem Taschenkalender nach.

»Der fällt auf einen Donnerstag, da reisen wir am Mittwoch alle miteinander von hier.«

»Ich nicht.«

Fritz sagt es ganz ohne Bitterkeit, er findet es schon selbstverständlich, dass man ihn beiseiteschiebt. »Vera hat mich sogar gebeten, krank zu sein —.«

Robs hat ein unangenehmes Gefühl. Er hätte sich den Schwager wohl auch nicht dazu gewünscht, — aber von Seiten der Schwester klingt es immerhin hart, — jetzt, wo die Wunde noch so frisch blutet.

»Ich werde Cousine Margit morgen besuchen«, sagt Fritz plötzlich.

»Margit, — warum gerade sie?« fragt Mary erstaunt.

»Weil wir beide gesellschaftlich ein bisschen bemakelt sind, — da taugen wir zusammen.«

Die Bitterkeit bricht nun doch bei ihm durch.

Robs hat ein Gefühl, als ob er Margit verteidigen müsse.

»Was hat man eigentlich gegen diese Frau, — sie macht so gar nicht den Eindruck des Leichtfertigen.«

Der Rittmeister stürzt ein volles Glas Rotwein nach dem anderen hinunter.

»Ich glaube, sie ist hauptsächlich wahnsinnig unvorsichtig und sagt alles, was sie fühlt und denkt. Ihr Mann Lothar war ja nahezu zwanzig Jahre älter als sie, aber die Ehe war damals musterhaft. Er hat sie geradezu

vergöttert, und bis an sein Sterbebett versichert, sie habe ihn unsagbar glücklich gemacht.«

»War er ein schöner Mann?«

»Imponierend und geistig bedeutend, allerdings erst in seiner Ehe dazu herangewachsen. Margit nannte er scherzend seine Egeria. — Sie war es, die ihn zu allem anregte. Dabei war sie von heiterem Wesen und wusste sein Haus angenehm zu machen.«

»Ihr Schuldenkonto datiert also erst nach seinem Tode?« fragt Robs nachdenklich.

»Ja, — das Schlimme war — fast unmittelbar danach. Bald lehnte sie sich an diesen, — bald an jenen—.«

Mary nickt.

»Du hast das Schlimmste nicht erwähnt. — Lothar soll noch auf der Bahre gelegen sein, als man sie mit jenem jungen Ausländer überraschte, bei einem Kuss — oder dergleichen — —.«

Robs hat sich erhoben.

»Dann, — allerdings, — hat die Gesellschaft ein Recht zu brandmarken — —.«

Er verabschiedet sich kurz, ohne Fritz weiter aufzufordern, ihn zu besuchen.

Fritz fühlt sich unsäglich bedrückt. Er steht in dem kleinen Hofzimmerchen, das man ihm angewiesen hat

und denkt, an das Fensterkreuz gelehnt, wie er um diese Stunde gegen Mitternacht in den eleganten Restaurants noch zechte, lachte, trank und spielte. Er hat sein Zimmer im Dunkel gelassen.

Im Wohnzimmer nebenan wird es plötzlich licht.

Ah, ha, — das Ehepaar nimmt den Weg vom Spielsalon in Marys Zimmer. Der Rittmeister ist weinselig und ›aufgeräumt‹.

»Komm', Maus, — — — ich helfe Dir — bei der Nachttoilette. — Wir nehmen den Rest Champagner mit und bilden uns ein, im ›Separee‹ zu sein.«

Sie weiß, dass er sie jetzt auf den Schoß nehmen, küssen, und sich bis zum Morgen weiter berauschen wird. Und sie ist wirklich so müde, — sie versucht ihn abzulenken.

»Nein Gustav, lass' heute den Unsinn, — wirklich, — ich bin so müde, — so schlafbedürftig, — du weißt, der Arzt —.«

»Arzt, Arzt, — wozu ist man denn verheiratet, — — — übrigens, ich will dir gar nicht lästig fallen, — ich kann mich ja auch anderswo schadlos halten, — geh nur zur Ruh, — ich muss meinen heißen Kopf ein wenig abkühlen, — ich mache noch einen kleinen Rundgang.«

»Nein, — nein, ich bin gar nicht so müde, — nicht wahr, du bleibst, du gehst nicht fort — —« die Stimme

klings angstvoll flehend. Das Weitere verhallt hinter einer zufallenden Türe. Eigentlich schändlich, — die Schwester hat heute wirklich so elend, so toderschöpft ausgesehen —; sind solche Männer denn Sklavenhalter?

Fritz legt sich zur Ruhe, — über derlei hat er früher nie nachgedacht, — und träumt von einem Alarmruf, der ihn doch gar nichts mehr angeht.

Wie hat er früher bei solchen Anlässen gejammert und gewettert, — und wie froh wäre er jetzt, — wenn er noch einmal mitdürfte, — — nur noch einmal — — —.

Er schließt die Augen und würgt es hinunter — — —.

* * *

3.

Nun ist es beinahe schon ein Monat, dass Robs v. Thorwald Margit seinen Besuch versprochen hat.

Endlich einmal muss er es doch abtun — —.

Fritz verkehrt schon längst intim bei ihr, — alle anderen Türen sind ihm ja schon verschlossen.

Robs hat indessen noch einige von den unleugbar geistvollen Plaudereien der schlecht beleumundeten Witwe gelesen.

Sie hat tief geblickt, — ohne Frage, — hinter die meisten Kulissen des Lebens. Sie schildert — und philosophiert nicht darüber, — aber eine große Angst vor den unbarmherzigen Wahrheiten des Lebens zittert in jeder Zeile.

Kann man leben, — — kann man noch hoffen, wenn man — weiß, — — wenn man die Menschen ringsum sterben und leiden sieht. — Muss uns da nicht der Wahnsinn erfassen, — und ist das einzige was bleibt, nicht ein Rausch des Gefühles, — — dieser schöne Rausch, den wir Liebe nennen — —?

Ja, — die Augen schließen und lieben, — lieben. Liebe ist Schönheit, — ein Siegeslaut — der geängstigten

Kreatur, — — zwei Gerettete, die sich umklammern und vergessen, dass sie nur heimatlose Wanderer sind.

Und dieses Schönste, Beste, was hat die Gesellschaft daraus gemacht! Eine gesetzlich geregelte sinnliche Gier oder ein sittliches Vergehen.

Überall hat sie Schranken gezogen, wo eine Liebkosung, ein sanftes Wort, ein einfacher warmer Händedruck oft von unendlicher, tröstender Wirkung wäre.

Dem ›Fremden‹ darf man es nicht bieten, nur jenen, die uns durch ihre Moralschranken in der Familienenge ganz nahe stehen, — und die uns seelisch oft die Fernsten find. Wie weit ist man noch vom edlen, freien Menschentum entfernt, — muss man sinken, weil man tiefer mitfühlt, — braucht man mehr Schranken, als die des eigenen Empfindens. — Die Ärmsten sind doch die Armen im Herzen, die nichts zu geben haben.

Robt hat die kühnen Phantasien dieser Frau mit dem besten Willen nicht ganz lächerlich finden können.

Nun ist er auf dem Wege zu ihr. Man hat ihn in einen kleinen Salon geführt. Er ist nicht überladen, — ein Schreibtisch, — ein schöner Engelkopf darüber nach Raphael Mengs, — weiche Samtmöbel, — ein Muranospiegel, alles geschmackvoll.

Der kleine *Groom* hat ihn gebeten, ein paar

Augenblicke zu warten. Er steht vor dem Schreibtisch und sieht einen angefangenen Brief dort liegen.

Robs ist nicht indiskret, aber ehe er sich dessen noch recht bewusst ist, hat er die ersten Zeilen überflogen. —

»Sie tun mir weh, wenn Sie glauben, dass ich Ihre Liebe zurückweise, weil Sie jenes traurige Schicksal erlebten. Wäre es doch in meiner Macht, Sie glücklich zu machen, — Ihnen Selbstbewusstsein, — Lebensmut wiederzugeben, — muss es aber durch meine Liebe geschehen? Nicht der Welt zu gefallen, — was ist mir die Welt, — wenn ich ein todmüdes Menschenherz sehe, — da kann ich nicht achtlos vorüber, — da muss ich stehen bleiben — und die Hand lindernd auf die schmerzende Stelle legen. Aber nicht wahr, es ist doch möglich, — um Gottes willen nicht deshalb, weil Sie gefehlt, — dass ich als Weib nicht für Sie empfinde. Werden Sie es mir verzeihen, — nur — ja nicht anders deuten — —.«

Robs tritt hastig zurück. An Fritz natürlich.

Wie unvorsichtig, das so offen liegen zu lassen. — Pfui, — er erpresst sich die Liebe dieser hochsinnigen Frau durch sein Unglück.

›Hochsinnig?‹ wie kommt er nur darauf, — hat sich seine Meinung über Margit so gewandelt? Ein seltsamer Brief, — wie egoistisch erscheinen ihm dagegen jene

Veras. Immer nur der Standpunkt, was sie unter seiner Abwesenheit leide, wie sie die lange Brautzeit schon ennuiere, wie ihr der Bruder geschadet, — kein sorgendes Fragen um sein Ergehen, kein Eindringen in sein Seelenleben —.

»Willkommen, Herr von Thorwald, — wollen Sie mir verzeihen, dass ich Sie warten ließ, — es war doch nicht allzu lange?«

Margit sieht reizend aus, wie sie mit warmen Lächeln auf ihn zutritt.

Eigentümlich, wie diese Frau ein Gefühl von Helle und Wärme um sich verbreitet! In welchen Kreis sie auch treten mag, alles gewinnt durch sie Leben und Bewegung.

»Gnädige Frau, — sind zu nachsichtig, und zwar mit einem, der so unverzeihlich lange gezögert, Ihrer gütigen Einladung zu folgen.«

»Wenn Sie nur gerne gekommen sind«, — entgegnet sie einfach, — »und nun setzen Sie sich und lassen Sie uns plaudern.«

»Worüber befehlen Sie, gnädige Frau?«

Sie lacht.

»Befehlen, — nun gut, beispielsweise von Ihrer Braut.«

»Sehr wohl. Neunzehn Jahre, — hohe schlanke Figur,

— blaue Augen, — braunes Haar, — wohlerzogen, — musikalisch ——.«

»Aber das ist ja ein Steckbrief, den Sie erlassen«, — lacht Margit fröhlich. —»Ich glaube, wenn man jemand sehr liebt, kann man es in drei Worten ganz einfach sagen. Ein liebes Ding zum Beispiel, aber der Tonfall muss vom Herzen kommen, ein bisschen tief muss die Stimme werden, — und etwas darin zittern, — nun versuchen Sie's mal — — —.«

Robs sieht sie an.

»Ein liebes Ding«, sagt er dann eigentümlich bewegt, und merkt es nicht, dass er dabei gar nicht an Vera dachte.

»Das war schon besser, — viel besser. Sagen Sie mir jetzt ehrlich, — man hat mich wohl recht schlecht vor Ihnen gemacht, dass Sie solange nicht kamen. —«

»Schlecht, — und wenn auch, ich hätte es nicht geglaubt«, sagt Robs eifrig und plötzlich selbst überzeugt.

»O doch, Sie hätten es glauben sollen. Ich bin eine arge Sünderin. Wenn Sie wüssten, wie leicht ich abgleite und fehle. Ich kann einem warmen, innigen Wort so schwer widerstehen. Es geht mir wie Menschen, die immer im sonnigen Süden lebten, — man hat mich so sehr geliebt, — erst mein Vater, dann mein Gatte, — ich war ihr

Höchstes, — ihr Bestes, — alles räumten sie mir aus dem Wege. Auch meine Launen, meine Unarten ließen sie mir, — — in dieser warmen Atmosphäre von Liebe war es so schön, so sicher zu leben, — und nun plötzlich allein in dieser Kälte einer selbständigen Lebensführung, immer beobachtet, unbeschützt, gerichtet, — niemand den ich umsorgen, beglücken dürfte, — da suche und suche ich den Sonnenschein wieder, — — bin so dankbar, wo mir ein Strahl in mein Leben fällt, — auch wenn ich selbst nicht liebe, — wenn ich Freude, Glück geben kann, — und komme dadurch vielleicht ab vom Wege — —.«

Robs sieht, wie die strahlenden Augen sich mit Tränen füllen.

»Ich dachte mir, dass eine Frau wie Sie, nicht aus grober Genusssucht der Sinne fehlt —.«

»Nein, das nicht, gewiss nicht, — — mir fehlt die Wärme des Gefühls in der ich gelebt, — und dann kam das Bangen über mich, auch jene zurückzustoßen, die mir ihr tieferes Empfinden entgegenbrachten, — allein zu bleiben, — unter all den Gleichgültigen die mich umgaben — —.«

»Fällt das wirklich so schwer, — das Gefühlsleben einzudämmen?« fragt Robs die junge Frau ein wenig strafend ansehend —.

»Sehr schwer«, — ein beinahe schelmisches Lächeln

zuckt über ihr bewegliches Gesicht, — »es gibt Männer, die erklären, sie können ohne Rauchen nicht leben, — die sich damit entschuldigen, dass ihr Verlangen zu groß ist, — um beherrscht zu werden, — warum soll es nicht Frauen geben, die sagen, sie können nicht leben ohne zu lieben —.«

Robs runzelt die Stirne.

»Wie kann man mit derlei scherzen. Wollen Sie meine eben gefasste, gute Meinung von Ihnen wieder zerstören?«

Sie lächelt mit reizendem Freimut. Ein feiner Spott zuckt um ihre Lippen.

»Wenn es sein muss, ja. Können Sie kalter, ernster Mensch, es sich denn gar nicht vorstellen, — wie öde es ist, wenn man einschläft, ohne an etwas Liebes denken zu können, — wenn man krank ist und niemand uns das Kissen mit dem Hellsehertum der Liebe glättet, — niemand zu dem wir mit jeder kleinen Freude und jeder großen Sorge flüchten können, — sicher, immer Anteil zu finden — —?«

»Ist das für Sie die Hauptsache?«

»Gewiss. — Als Kind schlief ich so gerne ein, wenn mein Vater dabei meine Hand fest hielt, — später als Frau, — aber es schickt sich wohl nicht, dass ich das sage — —.«

»Wollen Sie mit einmal engherzig sein?«

Margit richtet sich stolzer auf. —

»Nein. — Als Frau, — wenn ich meinen Kopf an die Schulter meines Mannes lehnte. Alle Bange vor den großen Schicksalsschlägen des Lebens, das in meinem heißen Denken fast schmerzlich auf- und niederwogte, verließ mich dann, — ich war ruhig und geborgen.«

»Ich glaube, Sie sind heute noch ein großes Kind, — wie alle genialen Menschen«, sagt Robs sinnend.

»Danke. Aber sprechen wir lieber von Ihnen. Sie sollen der politische Nachfolger meines Mannes werden, — nicht wahr? Sein Mandat ist Ihnen angeboten worden?«

»Ich hoffe fortzusetzen, was er begonnen hat.«

Impulsiv streckt ihm Frau Margit die warme kleine Hand entgegen.

»Dann bitte, — bitte, — lassen Sie mich ein wenig daran teilnehmen. Ich habe mich in diese Interessensphären so eingelebt, jedes, auch das kleinste Vorkommnis besprachen wir miteinander, jede Wendung der inneren und äußeren Politik, ja ich witterte sie förmlich, wie ein gut dressierter Jagdhund, zuerst, — ich gab den Appell — schon früh morgens beim Lesen der Zeitung.«

Robs lächelte über ihren Eifer.

»Also auch Staatskunst, gnädige Frau?«

Margit blickte ihn sinnend an.

»Das heißt, die Kunst, den wütenden Interessenkampf der Menschen gegeneinander auszunützen und eben dadurch in möglichst geordneten Bahnen zu erhalten, — ein kümmerliches Gleichgewicht herzustellen.«

»Eine sehr nüchterne Auffassung«, sagt Robs, die junge Frau interessiert betrachtend.

»Das ist das Bild der politischen Gegenwart immer«, meint sie lebhaft. — »Nur in der Vergangenheit und in der Zukunft sehen wir eine sich fortentwickelnde Idee vielleicht diesen Sumpf überragen —.«

»Diese Art geistigen Hellsehertums ist überraschend bei einer Dame. Ihr Herr Gemahl muss sehr glücklich gewesen sein, eine so ebenbürtige Frau im Kampfe neben sich gehabt zu haben. Die wenigsten Frauen denken über derlei nach.«

Margits Augen blitzten jetzt zornig.

»Sagen Sie mir, können es denn denkende Männer überhaupt lange mit diesen ›Ja‹ und ›Nein‹ sagenden Basarpuppen aushalten?«

Robs lachte belustigt: »Ja, sprechen sie dabei nur einmal deutlich, — später ist das ›Nein‹ die stärkere mechanische Feder —.«

Margit ist in Feuer geraten.

»Das ganze Unmoralische der Ehe liegt darin, dass die Frau immer nur mit den Sinnen auf den Mann wirkt, er wird ihrer dann entweder bald überdrüssig, oder, — was so häufig vorkommt, — wenn sie, die die schwerere Naturaufgabe zu leisten hat, zart und er eine rücksichtslose Kraftnatur ist, muss sie es ertragen, dass er sie unter dem Deckmantel ehelicher Zuneigung oft physisch mordet — —.«

»Das sind doch nur seltene Fälle —.«

»So? — Da irren Sie sehr — —! Ich entschuldige ja die Männer. Ich kann mich in die kleinliche Denkungsweise der meisten Frauen nicht mehr finden. Ich verkehre daher auch lieber mit Männern. Immer nur Nebensächliches anhören, — Klagen statt Humor, — Langeweile, sobald ein ernsteres Thema berührt wird, — da bleibt eben nur der Flirt oder der Zank, um die Zeit zu töten.«

»Sie, — gerade Sie, verurteilen den Flirt —.«

»Ja. Schön ist nur die große, die starke Leidenschaft. Sie entschuldigt auch vieles — vielleicht alles —.«

Sie ist vor ihm stehen geblieben und sieht ihm frei und mit stolz zurückgeworfenem Nacken in die Augen.

Robb überläuft es plötzlich wie ein kalter Schauer. Er fühlt es, diese Frau vermag es, sein tiefstes Inneres

aufzurühren, — ob zum Guten oder Bösen, vermag er noch nicht zu sagen.

Er erhebt sich rasch.

»Gnädige Frau, — ich habe Ihre Zeit unverantwortlich lange in Anspruch genommen —.«

»Nun und?«

»Ein erster Besuch, der über eine Stunde währt — —. Eines so argen Verstoßes habe ich mich Ihnen gegenüber schuldig gemacht —.«

Margit lächelt. —

»Geben Sie doch weniger auf die Form und mehr auf den Inhalt des Daseins. Dann war auch diese Stunde nicht zu lang bemessen.«

Er küsst ihr die Hand und fühlt wie ihre schlanken Finger noch vor Erregung beben. Welches Temperament diese Frau hat, welches rege geistige und seelische Leben.

Und plötzlich durchzuckt ihn der Gedanke. — Wie werde ich Vera jetzt finden — werde ich ihr inhaltsloses Geplauder jetzt noch ertragen — —?

4.

Ein Junggesellenheim. Robs hat sich eine Wohnung gemietet, da die Wahlkampagne doch einige Wochen vorbereitet sein will, und es im Winter vollauf genügt, wenn er einmal im Monat auf sein Gut fährt. Wenigstens hat er sich diese Begründung eingeredet.

Schreckliche Provinzeleganz. Die gehäckelten Schutztücher, die sich dem Besucher auf den Rücken hängen, hat er schon am ersten Abend zusammengeballt und in den Papierkorb gesteckt, von wo sie die entsetzte Vermieterin wieder an sich nahm.

Jetzt hat sein Diener schon verstanden, etwas Behagen zu verbreiten. Eigene Teppiche, silbernes Teeservice, — fein geschliffene Gläser und feine Weine aus den Gutskellereien; so kann man doch wenigstens existieren.

Aber öde bleibt es doch. Robs lässt heute immer wieder seine Zigarre ausgehen und versucht an seine Braut zu denken. Ob die Abende weniger lang sein werden, wenn sie zusammen leben? Was werden sie reden, — nun Vera gewiss immer vom letzten Sport und Gesellschaftsereignis, von Toiletten — im besten Falle vom Theater, genauso wie in ihren Briefen.

Robs hatte plötzlich Lust einen Stuhl zu Boden zu schmettern, — da, gottlob die Entreeklänge! Jemand hat den guten Einfall, ihn zu besuchen. Es ist Rittmeister Baron Gatscher —.

»Tschau, — Robs«, sagt er rasch ablegend. — »Bringe dir eine angenehme Neuigkeit. — Wir erwarten Vera —.«

»Vera?« — fragt Robs erstaunt, — »jetzt, wo sie doch mitten in den Aussteuervorbereitungen steckt und mir erst gestern schrieb, sie könne nicht einmal mehr eine Stunde zu längeren Briefen opfern. — Ist ein besonderer Anlass?«

»Leider, ja.«

Robs sieht erst jetzt, dass der Rittmeister sehr blass und gedrückt aussieht.

»Ist was geschehen bei euch?« fragt er rasch.

»Meine Frau, — ist krank, — sehr krank, — sie erwartete schon wieder ein Ereignis, — da plötzlich vorgestern, — Malheur, — weißt du —.«

»So, — so.«

Robs denkt einen Augenblick nach.

»Du, hör' mal, — irre ich mich, — aber es ist doch gar nicht so lange, dass deine *faire part* herumlagen, wo du das Erscheinen deines dritten Buben der erstaunten Mitwelt verkündetest Das war so regelmäßig jedes Jahr

bei euch Mode —.«

»Was willst du — ich bin eben kein Schwächling«, — der Rittmeister lächelt halb grimmig, halb eitel, — »der Jüngste ist erst vier Monate da — —.«

»Hm. — Deine Frau sieht schon länger etwas bleich und müde aus. — Du hättest sie mehr schonen sollen —.«

»Schonen, — schonen, — das sagt dieser Narr von einem Arzt auch, — ich bitte dich, bei so engem Zusammenleben, — zerstreuen soll man sich auswärts auch nicht, — da sitzt man nun die langen Abende, — weiß nicht was reden, — Militärisches interessiert sie nicht, — Politik versteht sie nicht, — Witze auch nicht, — man trinkt über den Durst. — Und so ist das Fazit immer dasselbe — schon aus Langeweile. Schließlich, die Weiber sind dazu da —.«

Robs unterbricht ihn nachdenklich.

»Bei unseren Liaisons beobachten wir größere Rücksichten.«

Der Rittmeister brummt: »Larifari, — bei Liaisons, — aber in der Ehe doch nicht. Zu was lade ich mir denn diese ganze Klabode dann auf? Rücksichten, — ja Rücksichten —.«

Der eintretende Diener unterbricht die beiden Herren. Er gibt Robs einen Brief.

»Aha, von Vera.« —

Robs entfaltet ihn nicht übermäßig eifrig. —

»Sie kommt mit heutigem Abendzug, — in einer Stunde also — bittet, dass wir sie erwarten, — ohne Fritz, steht als Nachschrift.«

»Viel Herz hat sie nicht, deine Zukünftige«, — der Rittmeister ist heute in rücksichtsloser Stimmung, — »anfangs machte sie Mäuse, — wollte gar nicht kommen, — meinte, für ein junges Mädchen sei es nicht passend, bei der Natur der Erkrankung, — man müsse doch Auskünfte geben, — na ja, — vielleicht hat sie Recht.«

Robs schenkt sich die Antwort. Er denkt nur unwillkürlich, wie schön gegen dieses kleinliche Abwägen aller gesellschaftlichen Rücksichten und Anstandsregeln der wohlerzogenen jungen Dame die hochherzigen Unvorsichtigkeiten einer gewissen übel beleumundeten jungen Frau erschienen. Ihr wären in solchem Falle derlei Argumente gewiss nicht eingefallen, — rasch und impulsiv wäre sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt, — zu helfen, zu lindern.

»Lass' uns jetzt gehen, — es dürfte Zeit sein«, sagt Robs, sich rasch erhebend, wie um seine lästigen Reflexionen abzuschütteln. Der Rittmeister nimmt die Mütze und führt dabei, gegen seine Gewohnheit, laute Selbstgespräche.

»Ein wahres Elend, — drei Buben, — stolpern noch einer über den andern, — noch gut, dass mein Bursch sie zu warten versteht, — ich im Dienst —.«

Draußen hat es wieder geklingelt. Ein sehr nachlässig gekleidetes Dienstmädchen mit schief umgebundener Schürze, und offenbar vom Sparherd schmutzigen Händen, stürzt ohne alle Rücksicht herein.

»Herr Rittmeister, — sollens, bitte, gleich kommen, — die Gnädige, — jesses, die Gnädige.«

»Dummes Mensch«, — wütet der Rittmeister, — »was ist denn los?«

»Die Frau Hauptmann Gröhling sind Sie bitte, dort, — haben Zettel geschrieben.«

»Hergeben«, brüllt der Rittmeister, aber seine Hand, die er ausstreckt, zittert leicht.

»Fieber über vierzig gestiegen. — Große Schwäche, — bitte um sofortige Heimkehr«, liest er halblaut. — »Na, da haben wir also die Bescherung. Steh' nicht da herum, lauf' voraus!« — schreit er die weinende Magd an, — »sage, ich komme sofort.«

»Du gehst nun wohl allein um Vera«, — sagt er hastig Abschied nehmend zu Robs, — »bringst sie zu uns?«

»Selbstverständlich! — Halte dich nur nicht auf. Hoffentlich steht's nicht so schlimm, — in einer halben Stunde sind wir bei euch.«

Die Herren gehen zusammen die Treppe hinunter und trennen sich auf der Straße. Robs schlendert langsam dem Bahnhof zu. Ein wenig freudige Erwartung fühlt er doch, — oder will er sie sich nur einreden. Vera kann sich ja in der Ehe noch entwickeln, — geistig wachsen, vielleicht wie Margit werden. Wie Margit, — ist er denn toll? Wie nannte man sie doch damals im Kreise der Familie? — eine Sünderin. Wenn man nur wüsste, was für eine Bewandnis es mit der Geschichte beim Tode ihres Mannes hatte, — von einem ganz jungen Ausländer war da die Rede, — pfui, — was ihn das nur angeht, — — so· schmutziges Gerede.

Der Zug ist hereingebraust. Leichtfüßig und elegant springt Vera vom Trittbrett eines Waggons erster Klasse.

Sie sieht auffallend hübsch aus in ihrem eng anliegendem englischen *Tailor made Costume*, eine weiße Reisemütze auf dem dunklen Haar.

»Grüß Gott, — Robs du, — wo steckt denn Gustav. — Du bist doch nicht allein«, fragt sie, sich vergebens nach Rittmeister Gatscher umsehend.

Rolf zieht ihren Arm in den seinen und winkt dem Diener, das Handgepäck abzunehmen.

»Komm' nur, komm', — Gustav war verhindert, er konnte nicht, — im letzten Augenblick holte man ihn mit der Nachricht, — erschrick nicht Kind, — dass es zu

Hause schlimmer geht. — Steig nur ein, — ich bringe dich hin.«

Vera zögerte.

»Aber ich kann doch nicht gut mit dir allein fahren.«

»Lass' doch diese ewigen kleinlichen Rücksichten.«
Robs sagt es fast unfreundlich »Jetzt ist doch das Wichtigste, wie wir deine Schwester finden.«

Schweigend folgt ihm Vera in den Wagen und da er keinen Versuch macht, weder ihre Hand zu erfassen noch den Arm um ihre Taille zu legen, fühlt sie sich immer mehr beklommen. Sollte er zurücktreten wollen, — vielleicht die Geschichte mit Fritz oder sonst ein Gerede, — sollte er erfahren haben, dass sie kürzlich bei einem Offizierspicknick war und sich auch ohne ihn köstlich amüsierte. — Sie kann ihm doch nicht sagen, dass sie seine Zurückhaltung kränkt. Er beleidigte sie damit, dass er so gar keinen Gebrauch von seinen Bräutigamsrechten macht.

Robs bemerkt plötzlich, dass Veras Augen voll Tränen stehen. Arme Kleine — ich habe ihr Unrecht getan, — es geht ihr doch nahe, das Los der Schwester, denkt er bewegt und zieht sie sanft an seine Schulter.

Sie ist doch ein junges Mädchen, ohne Erfahrungen, ohne durchlittene Herzensstürme, — ein weißes Blatt, — auf das er erst schreiben soll, — schön ist der Gedanke ja

auch — wenn sie nur Seele hat, wecken will er sie schon
—.

Der Wagen hält — und Vera eilt ihm voran rasch die
Treppe hinauf — —.

* * *

5.

Vera hat sich schnell in der Marburger Gesellschaft eingelebt. Sie hat sich den Baronessen Ledor eng angefreundet. Diese dulden sie ein wenig von oben herab, aber immerhin als angenehmen Zuwachs ihrer lärmenden Geselligkeit.

Man fährt, musiziert, tanzt, — besucht umliegende Güter. Auch bei Robs von Thorwald ist man gewesen auf Reitzenstein. Schloss und Umgebung sind bewundert worden. Man ist Kahn gefahren, — die Baronessen haben sich einen kleinen ›Hieb‹ von Robs trefflichen Weinen angetrunken, wie sie lachend versichern.

Nun lassen sie die jungen Jagdhunde in den Saal, und spielen dazu am Klavier Märsche, Couplets, die die Meute mit jammervollem Geheul und melancholisch hängenden Ohren begleitet.

Man ist furchtbar ausgelassen. Da fährt noch ein Wagen vor. Es ist der Arzt aus Marburg, Dr. Rosen. Er kommt, weil sich eine der Mägde beim Drusch schwer verletzt.

Robs geht ihm entgegen.

»Nun, — heute etwas spät, Herr Doktor, wir hofften

früher auf Sie.«

»Ging nicht, — absolut nicht, — ein paar schwere Patienten. Besonders bei Rittmeister Gatscher, — da geht es seit ein paar Tagen immer schneller bergab. Arme Frau — —.«

Robs sieht auf Vera, die plötzlich im Lachen verstummt und blass wird.

»Sie versicherten mich doch, — es ginge besser, — spricht sie sehr unsicher, — sonst wäre ich ja doch nicht hier —.«

Der Doktor misst sie kalt.

»Ich glaube, dass ihr Anblick allein dem schon widerspricht. Haut und Knochen, Puls kaum fühlbar, — jeden Augenblick drohende Kollapse.«

Robs führt den Doktor schweigend hinaus in den Dienenrakt. In seinem Kopf jagen die Gedanken. Schon die ganze Zeit über wundert er sich, dass die Pflege Vera so wenig in Anspruch nimmt, aber immer weiß sie ihm zu erzählen, wie viel wohler und frischer Mary heute sei, wie sie darauf besteht, die Schwester nicht unnütz im Hause zu halten.

Sie hat ihn also einfach belogen.

»Doktor«, — sagt er plötzlich entschlossen, — »ich fahre mit Ihnen, — nehmen Sie mich mit *retour*, ich möchte zu Gatschers schauen.«

»Aber — Sie haben doch Gäste.«

»Eben, — ich überlasse ihnen das Feld, — mich widert jetzt jede laute Fröhlichkeit an. Meine Haushalterin wird sie versorgen.«

»Wie Sie wollen«, — meinte Dr. Rosen, — und im Stillen fügt er hinzu, — »eine Lektion kann dieser herzlosen jungen Dame nicht schaden.«

Rob's läutet nicht bei Rittmeisters, — er fürchtet, die Kranke zu stören, — er klopft nur leise und wird eingelassen. Auf den Fußspitzen geht er durch das leere Speisezimmer, — die Tür zum Schlafzimmer steht offen.

Die Kranke liegt mit halbgeschlossenen Lidern, das Bild eines rettungslos schwindenden Lebens, in den Kissen. Eine andere Frauengestalt beugt sich über sie, — mit dunklen kurzen Locken, — hält beobachtend ihren Puls. Wohl die Wärterin, — im Halbdunkel der niedergelassenen Vorhänge ist nicht viel auszunehmen.

Die Kranke spricht jetzt. —

»Wie gut du bist, — wie viel Tage und Nächte du mir opferst, — und wir waren alle so herzlos mit dir.«

»Still, — still, — liebe kleine Mary — mich braucht doch jetzt niemand — und ich bin ja so gerne bei dir, — wirklich gerne — —.«

»Im Krankenzimmer?« sagt die schwache Stimme.

»Bitte, danach darf es gar nicht aussehen, — siehst du, die Fläschchen verstecke ich immer da in die kleine Kommode, — nur ein paar Waldblumen die nicht riechen, und Fichtenreis lasse ich in unserem Zimmer. Und wenn du schläfst, da faulenze ich auch ganz prächtig da auf dem Diwan.«

»Du Gute, — Gute«, flüstert die Kranke.

Das Dienstmädchen ist zu den beiden getreten und hat wohl die Meldung gemacht, dass jemand im Speisesaal wartet. Die Pflegerin erhebt sich und tritt aus dem Halbdunkel des Zimmers auf die Schwelle.

Robs fühlt mit einem Mal, einen einzigen — so — schweren Herzschlag.

»Margit«, fast hätte er es laut gerufen.

Stumm reichen sie einander die Hände.

»Wie geht es?« fragt Robs nach einer Weile halblaut.

Margit schüttelt unmerklich den Kopf und ihre großen, ernsten Augen füllen sich mit Tränen.

Dann sagt sie klar und laut. —

»O viel, viel besser, — nur etwas Schwäche noch —.«

Robs hat verstanden. Mary ist verloren. Er tritt an das Fenster und beißt in den Schnurrbart, um sich zu bemeistern.

Unten im Garten balgen sich zwei reizende Knaben in

lichten Kleidchen und ein ganz kleines Baby schläft im Korbwagen. Arme kleine Frau! Dich hat man also totgeliebt, — rücksichtslos, — ungestraft. Aber das waren ja Mörder, — diese Männer, die das taten. Dass ihm das früher bei ähnlichen Fällen nie auffiel. Kam es wirklich daher, dass diese Frauen nur Sinnenliebe einzuflößen verstanden, dass sie den Mann nicht geistig fesseln, ablenken konnten. — Denkenden Frauen geschah das wohl nicht. — Frauen, wie Margit, — die so geistvoll plaudern, die den männlichen Freund zu ersetzen verstehen. Dass gerade solche Frauen ihren Ruf so leicht einbüßen — —.

Robs fühlte plötzlich etwas wie Ekel vor den sozial tadellosen Menschen, vor jenen, die niemals irren, niemals schwanken. Das Bild seines kleinen Obstgartens steigt vor ihm auf. Seltsam! Wie kerzengerade auch da die Bäumchen stehen, die wenige spärliche Früchte tragen, und die reich beladenen biegen sich wohl, müssen unterstützt werden, oder es bricht auch da und dort ein Ast — —.

Draußen klingelt es heftig, rücksichtslos. Es ist Vera. Sie sieht Robs nicht gleich und wirft ihr Pelzjäckchen ab.

»Wer ist drinnen?« herrscht sie das Mädchen an.

»Frau Margit v. Felseck«, sagt diese mit natürlichem Takt leiser.

»Schon wieder.« — Vera sagt es absichtlich laut und unwirsch, — »da holen Sie mich erst, bis die Luft rein ist.«

»Vera!«

Robs ist empört vorgetreten. Das junge Mädchen erschrickt, sie fühlt, dass sie einlenken muss. Die Falten auf seiner Stirn sahen sehr drohend aus — — —.

»Du Robs, — ich sah dich nicht —.«

»Ja, ich — und ich schäme mich, — schäme mich für dich. Du beleidigst die Frau, die dir mit Aufopferung deine Pflichten abnimmt —.«

»Ich beleidige sie ja nicht, — aber ich kann doch nicht mit ihr verkehren. Du vergisst, was man von ihr spricht, — wenn wir nicht verwandt wären, dann noch eher, — jetzt wieder die Sache mit Fritz, — immer ist er bei ihr, — sogar abends — findest du das recht?«

»Nein«, sagt Robs kurz. »Aber vielleicht hat sie nicht den Mut, den armen Jungen hinauszuweisen —.«

Trotzdem ist er ärgerlich und gibt Vera jetzt fast Recht. Was hat der leichtfertige Bursche bei ihr zu sitzen und was mögen die beiden an solchen Abenden einander zu sagen haben, — Unsinn, — flirten, — was sonst?

Margit ist aus dem Krankenzimmer getreten, in Hut und Jacke. Vera huscht an ihr vorüber mit flüchtigem Kopfnicken, auf ihr Zimmer. Die junge Frau beachtet sie

nicht. —

»Die Kranke schläft«, sagt sie leise und fürsorglich zu dem Mädchen, das vorbeikommt, — »aber schicken Sie das Fräulein zu ihr, — oder setzen Sie sich selbst an das Bett, — morgen, — sehr früh bin ich wieder hier. — Gute Nacht, Herr v. Thorwald.«

»Gute Nacht, gnädige Frau«, — erwidert er steif und fast gegen seinen Willen fügt er scharf ironisch hinzu: — »Man erwartet Sie gewiss längst mit Sehnsucht.«

Sie sieht ihm groß und frei ins Gesicht.

»Ja, — ich denke, — der arme Fritz. Heute ist sein definitiver Abschied herabgelangt. Eine solche Stunde überlebt man schwer allein.«

Robs verneigt sich tief und öffnet ihr die Tür. — Warum man diese Frau nicht verachten kann?

* * *

6.

In Margits Salon herrscht ein angenehmes Dämmerlicht. Fritz v. Felseck sitzt der jungen Frau gegenüber und raucht eine Zigarette. Sie reicht ihm eine Teetasse und sieht ihn teilnahmsvoll an, wie er schweigend das Muster des Teppichs studiert.

»Nun?« fragt sie sich vorbeugend, »wo sind die Gedanken schon wieder?«

Er fasst rasch nach ihrer Hand.

»Bei Ihnen, — Sie wissen es ja.«

Margit seufzt:

»Wenn Sie das nur lassen wollten. Ich passe doch so gar nicht für Sie, — ich bin nicht reich, — nicht jung genug, — um fünf Jahre älter als Sie, — lieber Fritz, — warum Sie sich das durchaus einbilden.«

»Ich bilde es mir nicht ein, — ich fühle es wirklich, — dass Sie mir viel geworden sind.«

»Ein. Freundin, ja. Muss es denn das sein, was Ihnen so viele andere Frauen waren, damals in Ihrem leichtsinnigen Leutnantsleben?«

»Werfen Sie mir das nur vor«, — sagt Fritz bitter.

Margit reicht ihm abbittend die Hand, was soll sie nur tun, um ihn nicht tiefer zu verletzen.

»Gewiss nicht, — sind Sie nicht böse. Aber sehen Sie es doch ein, — eine Heirat zwischen uns wäre ja so töricht, — Sie sollen ein junges Mädchen wählen — —.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge.«

Fritz ist aufgesprungen und an das Fenster getreten.

Schweigend starrt er auf die Straße.

»Sie haben ja recht«, sagt er dann traurig, — »es ist vermessen von mir, was kann ich armer Teufel einer Frau bieten, — höchstens einen ehrlosen Namen.«

Margit ist ihm nachgekommen.

»Fritz«, — sagt sie ihm leise über das Haar streichend. — »Fritz, nicht so, — das ist es gewiss nicht.«

Er wendet sich trotzig ab.

»Doch nur das —.«

»Aber wenn ich Sie nun — vielleicht — nicht lieben kann«, — Margit fragt es ungemein ängstlich, — sie fürchtet so sehr, ihm noch mehr wehe zu tun.

»Sie würden mich lieben, wenn ich kein Gesunkener wäre«, beharrt er eigensinnig.

Margit ringt im Stillen die Hände. Was soll sie nur tun, um ihm diesen Glauben zu nehmen.

»Ich habe Sie ja lieb, Fritz, — sehr lieb —.«

»Wirklich?« — sagt er stürmisch und schließt sie plötzlich in seine Arme. Margit will sich losreißen, — da sagt er leise, — zaghaft an ihrem Ohr. — »Margit, — bin ich dir nicht zu schlecht, — würdest du dich meiner nicht schämen?«

Sie lässt den Kopf wieder an seine Schulter sinken. Es ist ja nicht wahr, dass sie ihn liebt, aber nur so kann sie ihm einen Teil seines grausam zertretenen Selbstvertrauens wiedergeben. Sie kann ihn nicht zurückstoßen, — jetzt nicht, — — später wird sie es langsam zu wenden trachten, — ihm eifrig ein neues Glück suchen.

Wie sie eng umschlungen dastehen, haben sie es beide überhört, dass jemand eingetreten ist. Der Diener dreht das elektrische Licht auf und Robs v. Thorwald steht vor ihnen. Seine Stirne ist tief gerötet.

»Herr v. Felseck«, sagt er kühl, — »Ihre kranke Schwester verlangt dringend, Sie zu sehen. Ich suchte Sie schon überall, — man wies mich endlich hierher.«

Fritz hat die letzten Worte schon nicht mehr angehört. Er stürmt ins Vorzimmer, reißt seinen Hut vom Haken und läuft davon.

Die beiden im Zimmer stehen einander schweigend gegenüber. Margit fühlt ihr Herz mächtig klopfen. Sie

weiß, er zürnt ihr, und es ist ihr, als ob er ein Recht dazu hätte, — er allein — —.

Robs spricht jetzt, und die tiefe Stimme klingt wie aus weiter Ferne an ihr Ohr.

»Verzeihen Sie diesen späten Überfall, gnädige Frau, — es war nicht meine Absicht, so zu stören.«

Sie fährt zusammen.

»Keine Peitschenhiebe in Worten, Herr v. Thorwald. Ich vertrage das nicht. Ein Vorrecht sollten großdenkende Menschen für sich beanspruchen, den Mut der Wahrheit. Ich habe ihn. Starkgeistige Menschen können und sollen über alles sprechen, — wozu diese Umschreibung und Verschleierung. Ich empfinde solche Rücksichten als Beleidigung — — — ich bin zu stolz sie zu beanspruchen —.«

Robs ist betroffen. Wie eine zürnende Anklägerin steht sie vor ihm, die er demütigen zu dürfen glaubte.

Auch in ihm wallt jetzt die Leidenschaft auf.

»Also diesem charakterlosen Windbeutel gestatten Sie solche Freiheiten. Lieben Sie ihn denn, — ist es denn denkbar, dass Sie ihn lieben.«

Sie verschlingt jetzt die Hände krampfhaft ineinander, — ängstlich, — wie ein schuldbewusstes Kind.

»Ich weiß nicht, — ich glaube nicht, — wirklich nicht,

— dass es Liebe ist.«

Robs hat Lust zu toben.

»Und Ihr eigener Diener, der klatschen wird. — Und da gestatten Sie ihm, Sie zu küssen, und widersprechen ihm nicht —.«

Hilfeflehend sieht sie ihn an!

»Ich wollte es ja, aber ich konnte es nicht. Dadurch, dass er immer alles auf sein Unglück bezieht, entwaffnet er mich. Wenn ich streng sein will, steigt es immer im Geiste vor mir auf, — was der Arme gelitten haben muss. — Ehrlos zu werden, — kann es etwas Furchtbareres für den Mann geben, — sehen, dass die einstigen Kameraden zögern, ihm die Hand zu reichen, — nein — nein — lieber ihm Liebe durch mein Schweigen lügen, — es dulden, als ihn glauben lassen, ich verachte ihn mit —.«

»Aber Sie Törin, — liebe unpraktische Törin, — wenn er es nun gar nicht so sehr empfindet, was Sie sich in Ihrer so feinbesaiteten Seele ausmalen, — wenn Sie ihm nur ein neuer Zeit vertreib sind.«

Margit lächelt, — ein schönes bewegtes Lächeln.

»Nein, das glaube ich nicht. Und wenn, so bin ich lieber die Betrogene, als vielleicht die kalt Zurückstoßende, wo vielleicht durch etwas Milde noch ein guter Keim zu retten ist.«

»Dieses Rettungswerk sollten Sie der kleinen Elsi

Lamballe überlassen. Da war schon ein ganz hübscher Flirt im Gange als die bewusste Entgleisung kam.«

Margit ist ganz freudige Erregung.

»Wirklich, — wer ist Elsi Lamballe, — ein Mädchen aus gutem Hause?«

»Aus sehr gutem Hause sogar«, — nickt Robs, — »der Vater höherer Hofbeamter. Man dachte schon an eine Verlobung, — als der Krach der Verabschiedung kam.«

»Das ist ja wunderschön, — wie mich das freut, — da kann Fritz ja noch glücklich werden und gottlob«, — Margit seufzt tief auf, — »ohne mich —.«

Robs kann sich nicht helfen, — er bricht in Lachen aus und Margit lacht mit.

»Die Adresse, — die Adresse, — mit der Kleinen muss ich mich in Verbindung setzen, — sie muss ihn ja selbst doppelt lieben und wenn sie auch anfangs erschrocken ist, — jetzt wird ihr Herz schon nach ihm rufen —.«

Sie ist ganz Eifer und zieht schon ihr Schreibpult hervor.

»Aber die Eltern der Lamballe werden es niemals gestatten«, wirft Robs ein.

Margit lässt sich nicht enttäuschen.

»Sie wird es durchsetzen, diese kleine Elsi, — wenn sie ihn liebt, — gewiss, — da sind wir stark, — wie stark,

— diktieren Sie mir —.«

Robs schüttelt lächelnd über ihren Feuereifer den Kopf.

So also sehen Frau Margits Verhältnisse aus — — —.

* * *

7.

Eine glänzende Trauergesellschaft hat sich in dem Hause des Rittmeisters Baron Gatscher zur Einsegnung versammelt. Man erweist seiner armen jungen Frau die letzten Ehren.

Noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, ist sie den Folgen ihrer vierten frühzeitig getäuschten Mutterhoffnung erlegen.

Frau v. Felseck ist eine tiefgebeugte Mutter.

In ihrer schwarzen Trauerkleidung ganz gebrochen. Ihren Schwiegersohn behandelt sie liebenswürdig, denn sie hat schon im Geiste erwogen, dass ihre Jüngste, die wegen ihres Phlegmas ziemlich reizlose Olga, ganz gut an die Stelle der eben Verstorbenen treten könnte. Auch für die Enkelkinder wäre es das Beste.

Sie hat Olga nur eine kleine Andeutung gemacht, — mein Gott, der armen Würmer wegen und dann ist Baron Gatscher ja recht vermögend

Mutter und Tochter haben sich auch sofort verstanden und sind einander auf halbem Wege entgegengekommen.

Olga hat gebeten, auch während der Zeremonie bei ›Bubi‹ bleiben zu dürfen, dem dicken Jüngsten, und Rudi

und Leo zu zerstreuen. Der Rittmeister dankt ihr warm. Sie schauen jetzt durch eine Spalte der Gardine, wie Mama fortfahren wird. Um keinen Preis sind die Buben von da wegzubringen. —

Während Olga beklommen auf das Geräusch hinhört, wenn die Räder des Leichenwagens ihr trauriges Knirschen hören lassen werden, sagt der vierjährige Rudi ärgerlich:

»Wie lang sie umbandeln«, — und Leo ruft halblaut — »hü — hot.« — Schrecklich wie Kinder doch sind.

Oben geht die Einsegnung weiter. Der Geistliche spricht eintönig. Frau v. Felseck klammert sich indessen an den Arm ihres künftigen Schwiegersohnes Robs v. Thorwald. Sie hat ihrem ›lieben Sohn‹ vorhin Konfidenzen gemacht. — Er ist ihre ganze Hoffnung, ihr ganzer Trost,— jetzt, wo sie auch Baron Gatscher als Stütze verliert. Leider — hat sie eine schreckliche Erfahrung gemacht. Es ist ja ein offenes Geheimnis, dass ihr Mann, der Bankier Felseck, in zweiter Menage lebt, — mit einer Person, — einer Person, — die nicht einmal orthographisch schreiben kann — — — —. Diese mangelhafte Orthographie ist offenbar der schwerste Anklagepunkt, denkt Robs etwas gelangweilt, — nachdem er es Vera und seine künftige Schwiegermama in unzähligen Tonarten schon wiederholen gehört.

Das Schlimmste daran aber scheint, dass diese zweite

Menage Geld, viel Geld kostet, und den Bankier ganz in Banden hält. Fritz hat in seinen leichtsinnigen Leutnantstagen sogar seinen Alten durch die Protektion der ›Vizemama‹ öfter angepumpt. Durch die Mutter erreichte man ja gar nichts.

In letzter Zeit nahm die Sache eine immer schlimmere Wendung, — — man sprach von Scheidung, — großen Vermögensverlusten ———.

Immer häufiger flossen die Tränen der ›verlassenen Frauen‹, wie Frau v. Felseck sich, Vera und Olga in klagenden Tönen nannte. Robs v. Thorwald, immer mehr in die Rolle des Beschützers gedrängt, sieht als Ehrenmann kein Loskommen mehr, obwohl er sich im Stillen gesteht, dass er eigentlich schon manchmal von dem Wunsche beseelt ist, dieses übereilte Verlöbniß wieder zu lösen. Seit wann nur, — etwa seit er Margit kennt, — Vergleiche gezogen hat? — Unwillig schüttelt er den Gedanken ab, — eine Frau, die ihren Ruf so wenig achtet.

Der Sarg wird gehoben und nun ist es Baron Gatscher, der seine Schwiegermutter führt. Vera folgt leise schluchzend mit Robs v. Thorwald. Man fährt zum Friedhof. Vera ist mit ihrer Mutter eingestiegen, Robs gerät in einen Wagen mit Dr. Rosen. Dieser schimpft wütend auf die Scheinheiligkeit der Gesellschaft.

»Nein, umgebracht hat sie der Kerl — mit seiner

sogenannten Liebe, — armes Frauerl, — eine solche Erschöpfung aller Kräfte ist mir kaum noch vorgekommen. Und da muss unsereins diese ekelhafte Kondoliererei noch mit ansehen, und den Schmerz des Herrn Gemahls, der der einzig Schuldige ist. Pfui über die Bande.«

»Was wollen Sie, Doktor? — Wie viele schwere Versündigungen deckt die Gesellschaft mit ihrem äußerlichen Formenwesen«, sucht ihn Robs v. Thorwald zu beruhigen.

»Ja, aber der Arzt sollte da doch lauter reden dürfen, — diese Ehen zwischen jungen blühenden Mädchen und unserer abgelebten Herrenwelt, — na Bände könnte man schreiben, — und die Genusssucht solcher Epikureer wie dieser Rittmeister. —«

Die Ankunft an Ort und Stelle unterbricht die wütende Philippika des Doktors.

Am offenen Grabe verläuft alles programmäßig.

Frau v. Felseck hat einen kleinen Ohnmachtsanfall, Vera stützt sie und erhebt ihr Gesicht nicht vom Taschentuch. Der Rittmeister ist plötzlich auch fahl im Gesicht und hält sich schwer stramm aufrecht. Am ehrlichsten klingt das laute Schluchzen des leichtsinnigen Fritz. Auch die übrigen anwesenden Damen, — Bekannte vom Regiment und andere - weinen laut.

Nur eine nicht, Margit v. Felseck.

Wie gebannt hängt Robs v. Thorwalds Blick an der Gestalt im schwarzen Trauerkleid, die etwas abseits an einen hohen Grabstein lehnt. Ihre Augen folgen groß und träumend den von der untergehenden Sonne vergoldeten ziehenden Wolken.

Er führt seine Damen wieder zum Wagen und hilft ihnen einsteigen. Frau v. Felseck vermisst plötzlich ihr schwarzes Samttäschchen, in das man ihr den vergoldeten Sarg Schlüssel der Tochter auf ihren besonderen Wunsch als schmerzvolle Erinnerung gelegt hat. Robs geht den Weg wieder zurück, danach zu sehen.

Es liegt wirklich am Boden. Er bückt sich, um es aufzunehmen, und sieht dann auf Margit, die noch immer allein neben dem Grabe steht.

Passend ist es ja gerade nicht, aber etwas zwingt ihn, sie anzureden.

»Wollen Sie den andern nicht folgen, gnädige Frau?«

»Nein, — ich bin nicht so rasch mit etwas fertig, — ich beginne erst jetzt Abschied zu nehmen.«

Robs hat Lust, sie zu verletzen, ihr besonderes Wesen zu verhöhnen.

»Ich habe vorhin Ihre kühle Ruhe bewundert, nicht eine Träne hatten Sie —«

Margit sieht ihn ernst an.

»Nein, — ich begegne dem Tode nicht wie andere Menschen. Ich empfinde zuerst ein starres Staunen vor diesem ewigen großen Rätsel unseres Seins und Nichtseins. Und nur langsam, sehr langsam tritt es mir ins Bewusstsein, — dass ich selbst einen Verlust erlitten. Auch den Schmerz empfinde ich nicht gleich, — es ist mir, als ob er wie etwas Schweres tiefer und tiefer in das Dunkel meines Empfindens sinken würde, — dann aber lebt er lange, lange, — wenn die anderen vielleicht schon längst vergessen haben — —.«

Margit schweigt und Robs sieht sie traumverloren an. Ja, tief und lange muss diese Frauennatur empfinden — und die Bilder des Lebens in sich aufnehmen von einem anderen höheren Standpunkt. Und wer sie lieben wollte, der müsste auch heraustreten aus den Reihen der gewöhnlichen, — aus den Reihen jener, die da wägen und feilschen mit den großen, wahren Werten des Lebens.

Aber dafür müsste es auch ein seltenes berauschendes Glück sein. — — —

Über Robs ist es wie ein fieberhafter Wahn gekommen, — ein Aufbäumen gegen sein ihm bestimmtes Geschick. Er weiß es mit einem Mal, dass er Margit liebt, — heiß, leidenschaftlich, — wenn sie ihn wiederliebt, — wenn sie ist, wie er glaubt, — nicht schlecht, — nicht gesunken, — dann wird er die Fesseln zu sprengen suchen, die ihn

binden, selbst um den Preis, von der Gesellschaft einer unschönen Handlungsweise geziehen zu werden. Er muss zu ihr, sie fragen, — eines wird dann entscheiden, — ob sie sich rechtfertigen kann über die bösen Gerüchte nach dem Tode ihres Gatten, das eine nur will er wissen.

Gleich am andern Tage ist er bei ihr. Schon wie er eintritt, sieht Margit, dass ihn etwas Besonderes herführt. Er hält sich nicht damit auf, viel einleitende Phrasen zu machen. Etwas Brutales ist heute in seinem ganzen Wesen, — wie das Wagnis eines Selbstmörders, — er will den Sprung riskieren, aus der gewohnten korrekten Umfriedung der Gesellschaft in das Ungewisse, — in das Dunkel einer fremden Existenz, — um vielleicht daraus an ein blendendes Licht zu gelangen.

Seine Stirne ist gerötet, — er hält das Gesicht in den Händen vergraben — und steht regungslos. Er wartet, dass Margit spricht.

Endlich dringt ihre Stimme leise an sein Ohr.

»Sie haben mir etwas zu sagen, — etwas Ernstes, nicht wahr?«

»Ja, — Margit, — liebe Frau Margit, — sagen Sie mir, dass Sie schuldlos sind an den hässlichen Verleumdungen, die über ihre erste Witwenzeit kursieren —.«

Sie wirft den Kopf mit unnachahmlichen Stolz in den

Nacken und sieht ihn fest an:

»Ich bin schuldig, — und noch mehr als man weiß —
—.«

»Margit! ——«

Er stößt es fast wild heraus.

Sie beginnt nun leise, fast eintönig zu ihm zu sprechen:

»Ich würde mich niemals rechtfertigen, — vor
niemanden, — vor keinem, — ich beuge mich fremden
Urteilen nicht. — Ich richte mich selbst am strengsten. —
Aber ich sehe, dass Sie leiden, — um meinetwillen
leiden, und so will ich Ihnen einfach erzählen, wie alles
kam —.«

Robs sieht sie fast flehend an.

»Von einer Schuld kann doch nicht die Rede sein. Was
können Sie getan haben?«

Margit senkt ein wenig den Kopf.

»Ich bin der Liebe nicht ausgewichen, ich habe sie —
gesucht.«

Robs seufzt.

»Wenn man nur wüsste, was eine Träumerin, wie Sie,
Liebe nennt?«

Margit sieht ihn ernst an.

»Das Schönste, das Beste, was die Erde hat — den

ewigen Frühling des Lebens. Solange mein Mann noch lebte, — machte es mir eine kindische Freude, wenn ich fühlte, — jemand liebe mich. Auch er war stolz und glücklich, wenn man mich auszeichnete, bewunderte, — er nahm es fast übel, wenn man nicht für mich schwärmte, — ich war ja so sicher an seiner starken Freundeshand des erfahrenen älteren Mannes. Wie man Kinder auf einer sonnigen Wiese umhertummeln lässt, — so blickte ich oft in dies schöne sonnige Land der Liebe, — ich verirrte mich nicht dahin, aber ich wusste es mir gerne nahe —.«

»Weiter, weiter«, seufzt Robs v. Thorwald, den Kopf in den Händen vergraben.

»Sie wollen wissen, wie das Gerücht bei dem Tode meines Mannes entstanden, nicht wahr? Nun, sehr einfach. Ein junger angehender Diplomat, — ein Ausländer, — wohnte damals vorübergehend bei uns, — auf Bitte eines Freundes meines Mannes. Wir gewannen ihn beide lieb. In den letzten Wochen wusste ich schon, dass mein Mann sterben müsse, — obwohl er scheinbar wohl noch mit uns ausging, plauderte, lachte. Ich und der junge Fremde täuschten ihn gemeinsam über die Gefahr. — Vielleicht liebte er mich, — wahrscheinlich sogar, — sonst hätte er diese traurigen Tage nicht so aufopfernd mit mir durchgekämpft. Gesagt haben wir es uns nie. — Als dann der schreckliche Augenblick eintrat, — wir ihn

tot im Bette fanden, — und mir das Herz vor Kummer und Kälte erstarrte, — da nahm er mich einen Moment tröstend in seine Arme und ich lehnte den Kopf an seine Schulter. — Das war alles, — es war auch unser Abschied fürs Leben, — aber wir hatten vergessen, vorsichtig die Türen zu schließen, — die Leute kamen, — und er war uns ja gesellschaftlich ein Fremder.«

Robb ist aufgestanden. Er möchte wüten, toben, dass diese Frau sich so unnützlich bloßstellte. Gerade sie. Würde er als ihr Gatte nicht als der Nachfolger all dieser Laffen gelten!

Margit hat sein Mienenspiel beobachtet.

»Sie finden mich sehr schuldig, nicht wahr?« fragte sie zaghaft.

»Nein, aber — unüberlegt, — entsetzlich unüberlegt. Es könnte nicht schlimmer sein, wenn Sie gefehlt hätten, — ja, vielleicht ist es sogar ärger.«

Margit sieht ihn erstaunt an.

»Sie stellen also den Menschen höher, dessen äußere soziale Ehre makellos ist, — als jenen, der sich das innere eigene Bewusstsein rein hält?«

»Das ist echte Frauenart, — Sophistereien, der Mann, der ehrlos wird vor aller Welt, — ist es auch tatsächlich für mich.«

»Wohl auch die Frau?« fragt Margit leise.

»Auch.«

Robs sagt es schroffer als er will.

»Die Frau, die unter Wahrung ihres sozialen Rufes fehlt, ist jedenfalls angenehmer, als jene, die sich und uns bloßstellt.«

Robs hat sich abgewendet und trommelt nervös auf die Fensterscheibe. Wenn nur Margits Augen nicht wären, die ihn groß und ein wenig anklagend verfolgen.

»Und doch«, sagt sie jetzt lebhaft, »ist die soziale Ehre so fehlerhaft. Lassen Sie irgendeinen schurkischen Industrieritter in kostbarem Pelz, und einen Ehrenmann in abgetragener Kleidung gleichzeitig in einem vornehmen Palais Einlass begehren, so werden sich Lakaien und Portier vor dem ersten in Bücklingen erschöpfen, den andern aber vermutlich hinauswerfen, wenn er auch ein Held seiner Überzeugungen ist.«

Robs wendet sich herum.

»Was wollen Sie, — wir leben eben in einer Zeit, wo Stimmenmehrheiten entscheiden, — wenn die öffentliche Meinung ihr Urteil spricht.«

Margit steht jetzt mit stolz flammenden Augen vor ihm.

»Darf der einzelne kein Feigling sein und auch leben können ohne diesen Nimbus, — wenn man ihn ungerecht dessen beraubt? — —«

Sie schweigen beide. Robs v. Thorwald kämpft etwas in sich nieder. Am liebsten würde er Margit in die Arme schließen und sagen: ›Komm', — komm', — ich glaube an dich«, aber sein Verlöbniß, die Meinung der Welt, alles steht dem entgegen.

Er erhebt sich steif.

»Gnädige Frau — — —.«

Margit reicht ihm ein wenig traurig die Hand.

»Wir stimmen doch nicht in allem überein, nicht wahr?«

Er lächelt mit etwas banaler Salonliebenswürdigkeit.

»Das hat doch nichts zu sagen, — kleine Gegensätze sind immer interessant — und ganz gefahrlos, wenn man nur in gesellschaftlichen Beziehungen zueinander steht. — — Wenn man bestimmt wäre, ein ganzes Leben nebeneinander zu gehen, dann, — allerdings — aber als Inhalt einer charmanten Plauderstunde — —.«

»Gewiss.«

Margit hat ihn durch den Salon geleitet und bleibt auf der Schwelle in Gedanken versunken stehen, bis die Entreetür hinter ihm zu fällt.

»Nur eine Plauderstunde«, wiederholt sie — mit schmerzlich zuckenden Lippen, — »warum seine Augen nur ganz anders sprachen — so ganz anders — — — —

— —<<

★ ★ ★

8.

Es ist vormittags an einem unfreundlichen Nebeltag. Frau Margit hält überrascht eine Karte in der Hand, die man ihr eben hereingebracht hat.

»Frau v. Felseck«, liest sie schon zum dritten Mal, — merkwürdig, die Mutter der Baronin Gatscher, die ihre verwandtschaftlichen Beziehungen bis her vollständig ignorierte.

Sollte sie es doch nötig finden, ihr zu danken. In Margit erwacht ein wärmeres Gefühl.

»Arme Frau, — was muss sie doch gelitten haben, vielleicht hat das ihr Inneres gewandelt.«

Freundlich geht sie der älteren Frau entgegen.

»Liebe Margit«, sagt diese, etwas affektiert herzlich, »es hat mir keine Ruhe gelassen, ich musste Ihnen selbst danken.«

Blitzschnell zieht es durch Margits Sinn, dass dies vierzehn Tage nach dem Begräbnis eigentlich spät sei. — Frau v. Felseck hat ja längst alle anderen Kondolenzbesuche erwidert. Rasch unterdrückt sie diese Regung, und der Besucherin die Hand reichend, sagt sie warm:

»Ich habe keinen Dank verdient und erwartet. Ich hatte Mary lieb, — da tat ich es gerne.«

Frau v. Felseck hat sich in die Sofaecke neben Margit gesetzt. Sie spricht von allem Möglichen — seufzend und wie es Margit scheinen will, etwas zerstreut — von Veras bevorstehender Vermählung, die leider erst durch Fritzens leichtsinnigen Streich, und jetzt durch die tiefe Trauerzeit hinausgeschoben werden musste. Der arme Bräutigam, — seine Ungeduld sei kaum zu zügeln, — natürlich füge er sich aber mit Würde.

Margit fragt endlich der Form halber, obwohl es sie wenig interessiert:

»Und Olga, — wie geht es Olga, — Ihrer Jüngsten, gnädige Frau?«

»Tante, — sagen Sie doch Tante, liebe Margit. - Sie fragten um Olga, nicht wahr? — Mein Gott, ich bin so verloren seit den letzten schrecklichen Ereignissen.« —

Frau v. Felseck streicht sich, wie um ihre Gedanken zu sammeln, über die Stirne, — aber Margit will es scheinen, dass sie im Gegenteil jetzt sehr geistesgegenwärtig ist. —

»Das gute Kind macht mir auch Sorge, — sie will die verwaisten Kinder ihrer Schwester um keinen Preis verlassen. Sie hängen auch so sehr an ihr, — mein Schwiegersohn ist ganz gerührt darüber. Ich stelle ihr

umsonst vor, dass es nicht angeht, dass sie ohne mich hier bleibt. Ich bitte Sie, ein junges Mädchen bei einem ledigen Rittmeister, — wenn wir ihn auch noch immer nur als Sohn und Schwager betrachten, — die Welt würde daran Anstoß nehmen. Natürlich spricht bei meiner kleinen Olga nur das Herz, nicht der Verstand. Bisher kämpfte ich ganz vergebens gegen diese eigensinnige Unvernunft, — sie weint sich noch krank.«

Margit hat den Redestrom über sich ergehen lassen.

»Die Sache scheint mir doch so einfach«, sagt sie endlich nachdenklich, »nehmen Sie die Kleinen mit. In Ihrem Hause kann sich Olga mit ihnen befassen. Der Herr Rittmeister ist viel im Dienst, — da wären die Kinder hier zu sehr den Dienstleuten überlassen.«

»Eben, eben«, Frau v. Felseck seufzt schwer und scheint etwas verlegen, »bei uns geht es jetzt nicht, Vera ist Braut, — da gibt es so viel vorzubereiten, abzuwickeln und dann mein Mann, — leider habe ich auch in dieser Richtung einigen Kummer, — — es erwartet mich eine unerquickliche Situation, — Ihnen als Verwandte kann ich es ja sagen, — nach Veras Vermählung dürfte sich manches ändern — — —.«

Margit begreift nicht, wohinaus ihre Besucherin will, — offenbar hat sie irgendein Anliegen.

Frau v. Felseck räuspert sich nervös.

»In meiner Ratlosigkeit, diesem kleinen Eigensinn gegenüber«, fährt sie leichthin fort, »fiel mir da plötzlich ein, — Sie wohnen ja ganz allein, liebe Margit, — da könnte ja Olga bei Ihnen wohnen, — schlafen wenigstens, — am Tage könnte sie drüben sein, — bei Gatschers, bei den Kindern, — es wäre also wirklich nur eine ganz kleine Störung, — aber die Welt ——— das Dekorum, — wäre eben gewahrt — —— —.«

Da also wollte man hinaus: Frau Margit sollte Olga ihre Gastfreundschaft anbieten, damit diese ihren Eroberungsfeldzug bei dem eben verwitweten Schwager ohne Mühe, — vielleicht auch ohne Kosten fortsetzen könne.

Margits vornehme Natur wehrt sich gegen den hässlichen Gedanken, den ihr klarer Verstand unwillkürlich erfasst.

»Wollen Sie es nicht als Unfreundlichkeit auffassen, gnädige Frau«, sagt sie langsam, »aber meinen Sie nicht, dass ein junges Mädchen auch tagsüber nicht so viel allein mit, — verzeihen Sie, — einem Mann wie Baron Gatscher sein sollte.«

»Sie meinen, — weil Gustav ein bisschen Lebemann ist, — nun ja, allerdings, — aber Olga gegenüber könnte er doch nur an eine Heirat denken.«

Margit sieht sie fest an.

»Man sagt, dass er ein wüstes Leben geführt hat und noch führt, — — der frühe Tod ihrer Tochter — —«

Frau v. Felseck erhebt sich, in jeder Miene kühle Zurückweisung.

»Gerede, nichts als Gerede. Er bietet jedenfalls seiner künftigen Frau eine sehr angenehme Lebensstellung, — jung, reich, adelig, — dass Mary etwas schwächlich war, ist nicht seine Schuld, — nicht wahr? Ich schicke Ihnen also meine Olga heute noch mit Sack und Pack, — es ist wirklich sehr, sehr lieb, dass Sie sie so ohne weiters aufnehmen — es wird ja auch nur ein paar Wochen dauern. Ich muss leider abreisen.«

Margit denkt angestrengt nach, ob sie eigentlich schon zugestimmt hat, — es will ihr gar nicht einfallen, wie und wann. ——— Schweigend hilft sie der älteren Dame in ihren Pelz und geleitet sie in das Vorzimmer.

Frau v. Felseck knöpft umständlich an ihren Handschuhen. Margit will es scheinen, dass sie noch etwas vorzubringen hat.

»Aber derangieren dürfen Sie sich durch die Kleine nicht lassen«, lächelt sie verbindlich, »das würde ich keinesfalls zugeben, dass Olga Ihre ganze Tageseinteilung stört. Soweit die Trauer es zulässt, dass sie in die Welt geht, werden sie Ledors chaperonieren. Die jungen Mädchen sind Freundinnen, — natürlich, —

da geht das ohne Belästigung.«

Margit hat die ganze Unverschämtheit dieser liebenswürdigen Rücksichtnahme begriffen. Ihr bürdet man einen Logiergast auf, wünscht aber nicht, dass diese Intimität vor der Gesellschaft zu offenkundig wird.

»Wäre es Olga nicht lieber, dann auch bei ihren Freundinnen zu wohnen?« fragt sie mit einem feinen ironischen Lächeln.

Frau v. Felseck erschrickt ein wenig.

»Nein, — nein, — wo denken Sie hin. — Dazu sind wir doch zu wenig befreundet. — Bei Ihnen weiß ich sie besser aufgehoben.«

»Ganz wie Sie meinen, gnädige Frau, — mein Fremdenzimmer steht Ihnen zur Verfügung. — Vielleicht würde es sogar genügen, wenn ich nur erzähle, dass Olga bei mir wohnt.«

Frau v. Felseck bemerkt den etwas verächtlichen Spott gar nicht, der in dieser Frage liegt. — —

»Nein, das ginge doch nicht gut, die Kinderfrau bei Gatschers könnte schwätzen, — kurz man würde medisieren. Besser, Olga wohnt hier.«

»Ich erwarte sie also.«

Margit lächelt jetzt schon fast amüsiert über diese kleinliche, klug berechnende Frau. Wenn Olga ihr gleicht,

wird sie dem jungen Gast gerne selbst ausweichen.

✱ ✱ ✱

9.

Säbelgerassel in den sonst totenstillen Straßen. Es ist nahezu Mitternacht und eine Gesellschaft von Offizieren und Zivilisten weckt mit ihren Schritten auf dem Trottoir einen lauten Widerhall.

»Wer niemals einen Rausch gehabt, na, von der Unterlassungssünde kann ich mich freisprechen! Was, meine Herren?«

Es ist der unverwüstliche Oberst Ledor, dessen Stimme man aus der Gruppe, die stehen geblieben ist, um sich bei ihm zu verabschieden, weithin heraushört.

»Ein Rausch eigentlich nicht, aber so kleine Schampusräschen die Menge, — die dem Ansehen und dem Dienst nicht schaden, — und die Laune riesig fördern«, sagt er, seinen Hausschlüssel suchend.

Rittmeister Gatscher seufzt mit Pathos:

»Herr Oberst, leider sind Sie mein Vorgesetzter, sonst würde ich mir zu bemerken erlauben, dass mir die schweren Räsche von ungarischem Rebenblut zum Beispiel lieber sind!«

Ledor lacht.

»Jedem das Seine. Sie lieben auch die Frauenzimmer von schwererem Kaliber, — diese letzte — Kantinköchin, — die Minka, — ne, gestatten Sie, — das Faible für so was, hab' ich nie begriffen.«

»Auch ungarische Sorte«, lacht Baron Gatscher, der stark angeheitert ist.

Der Oberst ist mit einem »Gute Nacht, meine Herren!« in seiner Haustür verschwunden, — die übrigen ziehen weiter.

»Ich finde, dass Baron Gatscher seine Liebesfeldzüge immer sehr rasch beendet«, sagt einer der mitgehenden jungen Zivilisten. Ein Leutnant, der ihn untergefasst hält, — ruft pathetisch:

»Aber immer siegreich! Wie kommt das eigentlich, — sag' mal Gustav, — oder hast du Patent darauf?«

»Keine Spur. Mein Universalrezept ist, nicht viel Umstände. Zufassen — energisch zufassen.«

»Das geht doch nur bei den unteren Klassen«, brummt ein mitziehender dicker Rittmeister, dem der Schlaf in den Augen sitzt.

»Weiber sind Weiber«, lacht Baron Gatscher, »ein Rezept für alle, — versichere euch. Halt doch, — seht mal da hinauf.«

Die Herren bleiben alle stehen und sehen aus dem Dunkel der Straße auf ein hell erleuchtetes Fenster ihnen

gegenüber.

Der Leutnant ist ganz aufgeregt.

»Da wohnt ja die schöne Witwe, — die Margit v. Felseck, nicht?«

»Ja, und meine *belle soeur* Olga«, sagte Baron Gatscher lachend. »Ich glaube, meine Schwiegermama wünscht, dass ich die zweite Auflage ihrer Werke lese. Wieder eine ihrer Töchter glücklich mache.«

Die Herren schweigen. Selbst in ihrer Weinlaune erscheint es ihnen roh, so von einer jungen, nach schwerem Leiden heimgegangenen Frau zu sprechen. Kaum zwei Monate, dass der Baron verwitwet ist.

Oben sieht man Frau Margit in einem eleganten losen Hauskleid im vollen Lampenlicht stehen. Sie lehnt die Stirne an das Fensterkreuz und scheint über etwas nachzusinnen.

»Sieht sehr trostbedürftig aus, die junge Witwe, nicht?«

Baron Gatscher zwingt sein Monokle ins Aug. »Beinahe hätte ich Lust hinaufzuspringen und ihr meine Gesellschaft anzubieten —.«

Der schläfrige dicke Rittmeister ist entrüstet.

»Höre — zu dieser Stunde —.«

»Mein Gott, — Witwen sind nicht so diffizil. ———

Gute Nacht, meine Herren, wenn man mich hinauswirft, hole ich Sie noch ein.«

Spornklirrend überschreitet er die Straße, und ist sich genau bewusst, dass die Gruppe am Trottoir nicht wanken noch weichen wird, bis sie sehen, ob er seine Keckheit tatsächlich ausführt.

Baron Gatscher hat oben gewinselt, — das öffnende Mädchen rasch beiseitegeschoben, und steht nun in der Tür zu Margits Zimmer. Sie wendet den Kopf nicht, denkt wohl, es ist Olga, die nun schon mehrere Wochen bei ihr wohnt und von irgendeinem Abendtee heimkommt.

Einen Augenblick überlegt der Rittmeister.

Schon lange bemüht er sich erfolglos um Margit.

Schon am Krankenlager seiner Frau ist sie seinen herausfordernden Blicken empört ausgewichen. Die Anwesenheit Olgas gibt ihm jetzt den Anlass, häufig zu kommen. Sie hat seine Leidenschaft entfacht, aber er fühlt, dass er sie nie besitzen wird, dass sie vor seiner brutalen Natur instinktiv zurückscheut.

Nur ein Gewaltstreich kann ihm da hinüber helfen. Er hält das nicht einmal für gemein, — sie kann ja ganz froh sein, — er will sie ja tatsächlich heiraten. Das renkt alles wieder ein, — ihren etwas angekränkelten Ruf, — seinen heutigen kompromittierenden Schritt. — Bei dem

ersten abfälligen Wort wird er sich eben duellieren.

Margit hat sich nicht gerührt. Ihre Gedanken sind unausgesetzt bei demselben kurzen Erlebnis. Sie hat Robs v. Thorwald wiedergesehen, — gestern in einer Gesellschaft. Sie war an den Flügel getreten und hatte auf vieles Bitten Elsas Lied aus Lohengrin gesungen. Robs v. Thorwald stand plötzlich hinter ihr und fragte:

»Meinen Sie nicht, gnädige Frau, dass jedes Menschenherz im Augenblick, wo es dem Wesen begegnet, welches ihm die Allgewalt der Liebe einflößt, so aufjubeln müsste: du bist es, die mir Gott gesandt.«

Wie seine Stimme gebebt hatte, — wie bleich er geworden war, — und sie selbst, — war es ihr nicht gewesen, als ob plötzlich eine große Helle in das Zimmer geflutet wäre? Margit schließt die Augen und kann es nicht hindern, dass ein glückliches Lächeln ihre heißen Lippen öffnet ———.

Baron Gatscher beobachtet sie. Er weiß es, dass dieses Lächeln nicht ihm gilt, aber seine brutale Natur schüttelt den Rest von Bedenken ab. Rasch entschlossen tritt er hinter die junge Frau, fasst sie um die Taille, biegt ihren Kopf zurück und küsst sie auf den Mund.

Margit ist tiefer zurück ins Zimmer geflüchtet.

»Sind Sie wahnsinnig!« herrscht sie ihn an, — vor Empörung zitternd.

»Jawohl, — wahnsinnig verliebt!« entgegnete Baron Gatscher mit kühlem Zynismus.

»Wie kommen Sie hieher? — Wissen Sie, dass Sie einem gemeinen Straßenräuber gleichen, der die Leute überfällt.«

Margit stützt sich schwer auf die Tischplatte.

»Was soll das heißen, Baron?«

»Das soll heißen, dass ich Sie kompromittieren wollte —.«

»Wozu?«

»Um Sie zu zwingen, dass Sie mich erwählen.«

»Und Sie schämen sich nicht, das zu sagen?«

»Warum?«

Baron Gatscher lächelt noch immer.

»Ich will Sie ja doch heiraten, ich wollte nur die Entwicklung etwas beschleunigen.«

Frau Margit hat sich aufgerichtet. Sie spricht nur ein einziges Wort:

»Hinaus!«

Baron Gatscher erhebt sich unwillkürlich und erbleicht ein wenig.

»Gnädige Frau, in Ihrem Interesse, — ich mache Sie aufmerksam, — wir standen vorhin am hellerleuchteten

Fenster, — wir dürften gesehen worden sein —.«

»Und?« fragt sie noch bebend vor Empörung.

»Nur wenn man voraussetzt, dass ich mich späterhin um Sie bewerben werde, was ja gewiss meine Absicht ist, — lässt sich das wieder gut machen.«

»Um diesen Preis, meinen Sie, soll ich mich selbst besudeln, durch ein Zusammenleben mit Ihnen, der mich herabziehen würde zu der Stufe einer wirklich Verworfenen. Aus so kleinlichen Rücksichten sollte ich meinen Seelenadel verloren geben, — die Selbstachtung, — die mir weit mehr gilt ———.«

In das erregte Zwiegespräch hinein, tönte plötzlich ein Ruf der Überraschung. Olga steht noch im Abendmantel auf der Schwelle, verwundert von einem zum anderen blickend.

»Gustav, du?«

Baron Gatscher schiebt sie fast roh zur Seite.

»Lasst mich vorüber, gute Nacht, meine Damen.«

Ein paar Augenblicke nach seinem Weggange bleibt es ganz stille. Die beiden Frauen sehen sich an. Margit, noch immer mit hochgeröteten Wangen, kommt es plötzlich zum Bewusstsein, — dass dieses junge Mädchen ja hergesandt war, eigens, um diesen rohen Egoisten einzufangen. Sanft zieht sie Olga neben sich auf das Kanapee und erzählte ihr noch immer mit vor Empörung

bebender Stimme, was sich eben zugetragen, — wie unwürdig dieser Mann sei. Olga hält die Augen gesenkt und entgegnet kein Wort.

»Natürlich gehst du morgen nicht mehr hin, Kind.«

Olga blickt sie jetzt an.

»Das, — das kann ich doch nicht gut. Ich glaube sogar, jetzt wird es mir schneller gelingen, wenn er nicht mehr an dich denkt. Mir gefällt das gerade, dass er so, — wie soll ich sagen, — körperlich leidenschaftlich, — so begehrend in Blicken und Worten ist. Nur kein Cato, — das hat sich überlebt.«

Margit lässt die Hand des jungen Mädchens aus der ihren gleiten und denkt, wie furchtbar pervers in ihrem Denken, die sogenannte tugendhafte Dame der Gesellschaft heutzutage oft ist.

Unten auf der Straße stehen die Herren noch immer beisammen, auch Robs v. Thorwald ist hinzugekommen, der Doktor Rosen, mit dem er im Gasthof zusammengesessen, zu einem Kranken begleitet hatte. Sie erzählen ihm lachend, was sie eben beobachtet. Baron Gatscher kommt jetzt wieder über die Straße.

»Noch hier, meine Herren?« sagt er kurz. »Ich denke, wir gingen heimwärts.«

Der Zivillist kann seine Neugierde nicht bezähmen.

»Wir wollten nur noch gratulieren, — das war doch

das Vorspiel einer künftigen Ehe — —.«

»Oder das Nachspiel eines Abenteuers. — Gute Nacht, meine Herren.«

Baron Gatscher entfernte sich rasch und übellaunig.

Auch Robs v. Thorwald, der mit finster gerunzelten Brauen zugehört hat, schwenkt in eine Seitengasse allein ab. Einen Moment war ihm die Lust überkommen, den Rittmeister mit einem Faustschlag zu Boden zu strecken. Aber für wen, — wozu? — — —

Er hat die Empfindung eines inneren schweren Zusammenbruches Jetzt erst weiß er es, dass er dem Entschlusse immer nähergekommen war, seine Verlobung zu lösen und sich diese andere Frau mit dem reichen Gefühlsleben, die zu den Ausnahmsnaturen gehörte, so hatte er geglaubt, zu erringen.

Da war diese Ernüchterung dazwischengekommen.

Er durfte die soziale Ehre nicht missachten, wie sie — es ging einfach nicht, — es musste alles beim Alten bleiben. Morgen würde er mit Vera seinen Trauungstag festsetzen, — besser, man bliebe im Geleise — — — und Margit von Felseck wird ihn vergeblich erwarten. — —

— —

10.

In der Hauptstadt ist der Reichsrat eröffnet. Das neugewählte Haus zeigt noch einen turbulenten Charakter. Man ist nicht eingewöhnt, nicht sicher auf dem glatten Parlamentsboden.

Die Erbgesessenen, die Wiedergekommenen, die schon eine lange parlamentarische Laufbahn hinter sich haben, begrüßen einander und lächeln herablassend über die Neulinge, die noch manchen *Usus* nicht kennen und sich mit etwas übertriebener Wichtigkeit bewegen.

Auch die Portiers und Diener sind den Neugewählten gegenüber von protegierender Herablassung. Sie applizieren ihnen den Titel ›Herr Reichsrat‹ ungewöhnlich oft, ähnlich wie man bei Neuvermählten den Titel ›gnädige Frau‹ besonders häufig betont, und sind die politischen Novizen oft verschämter als diese, wenn sie es auch geschickt maskieren.

Die Diener begutachten ihr Äußeres und taxieren im Stillen, welche ›nobel‹ sein werden, das heißt reichliche Trinkgelder geben dürften.

Die Journalisten nähern sich und stellen Prognosen, — suchen sich ›Köpfe‹ heraus, die sich zu künftigen

Parteiführern, Skandalmachern oder Ministern eignen könnten.

An ihren Gruppen gehen die alten geschulten Parlamentarier mit leichtem Kopfnicken vorüber, oder geben ein paar knappe Informationen, die Neulinge lassen sich gewöhnlich endlos interviewen, — entwickeln ihre politischen Ziele mit großer Umständlichkeit. Auch die eintretenden Minister begrüßen die älteren Parlamentarier mit größerer Familiarität, haben sie doch schon manche Schlacht mit ihnen und gegen sie geschlagen. Die neuen Elemente sind ihrem Einflusse nach noch nicht allgeschätzt.

Auch Robs von Thorwalds energischer Charakterkopf ist hier neu. Er sieht müde und abgespannt aus. Er ist voll Tatenlust, voll ehrlichen Bestrebens, seinem Wahlkreise zu nützen, auf den Plan getreten, — aber er sieht sich sofort gelähmt. Er ist auf ein ›Programm‹ gewählt worden, er hat sich den Wählern verpflichten müssen, in einen bestimmten Verband einzutreten, und nun seufzt er unter dem lästigen ›Klubzwang‹.

Jeder neue fördernde Gedanke muss erst den Klubmitgliedern unterbreitet werden; verspricht es, Aufsehen zu erregen, so sorgt der Neid der Parteigenossen, die Angst der Streber, an zweite Stelle zu kommen, — dass er für keine Interpellation Unterschriften erhält, und für die brillianteste Rede wird

er vor diesem Forum häufig noch zu kleinlicher Verantwortung gezogen, weil er nicht den Standpunkt des Klubs, sondern den eigenen vertreten.

Robb von Thorwald begnügt sich endlich damit, das zu tun, was die Dandys des Hauses, die wenigen Glatzenlosen, längst als Zeitvertreib gefunden haben.

Er mustert die Galerien, die Präsidenten und Ministerlogen mit ihrem Damenflor.

Dort ganz vorne über die Brüstung gebeugt, sitzt Vera, — er nickt ihr leicht zu. Acht Monate sind sie nun verheiratet, und die junge Frau hat alles Mädchenhafte, Unerfahrene sehr rasch abgestreift. Sie ist selbstbewusst und sicher, eine routinierte Welt dame, unendlich eintönig in der Art und Weise, wie sie ihre gemachte Liebenswürdigkeit, die etwas Berechnendes an sich hat, an alle neuen und alten Bekannten verschwendet.

Robb empfindet manchmal einen moralischen Ekel wie vor überzuckerten Speisen. Zu Beginn ihrer Ehe hat er es noch öfter versucht, — ihr begreiflich zu machen, dass gewisse Nichtigkeiten des sozialen Lebens wohl als Mittel zum Zweck in der Gesellschaft dienen können, aber nicht an sich als Zweck unseres innersten Daseins auf uns wirken dürfen. Wir müssen es als Beiwerk erkennen, nicht als Vollgehalt unserer Existenz. Später, als er Veras leerem, verständnislosem, ja indigniertem Blick begegnete, gab er es auf. Ihr ist Luxus, Stellung,

Überhebung, Toiletten tatsächlich Lebenszweck.

Ein Herr mit scharfen, aber klugen Gesichtszügen und einer großen Glatze, hat sich in der Loge neben ihr niedergelassen. Robs runzelt die Stirn. Er erkennt ihn, ein Kohlenbaron, — er gilt als sehr einflussreich, — sehr gouvernemental, — aber auch sehr gefährlich für Leute, die noch kein käufliches Gewissen haben. Herr von Thaller hat für alles ein zynisches Lächeln, — er hat die Menschen immer käuflich für seine Absichten gefunden, die einen für Ehren, Orden, Titeln, die anderen einfach für Geld, die meisten durch ihre Frauen.

»Gnädige Frau«, — sagt er ungeniert, Veras Handschuh von der Brüstung nehmend, — »sehen Sie doch nicht nach dem Herrn Gemahl, — langweilt es Sie noch nicht, — in einem so engen Ehekäfig?«

Vera zuckt die Achseln und lacht.

»Manchmal schon, — aber was lässt sich da tun —?«

»Grässlich, — diese öde, langweilige Politik dem *Tête-à-Tête* mit seiner schönen Frau vorzuziehen. Was macht denn übrigens seine Gutswirtschaft?«

Vera nimmt ihr zierliches Opernglas und heftet es auf einen der Sprecher unten im Saal.

Was er spricht dringt kaum herauf. Sie findet nur, dass er unfeine Gesten hat.

»Die Gutswirtschaft«, — sagt sie dann zerstreut, —

»ich glaube, die vernachlässigt er jetzt ganz. Ich habe es abgelehnt, im Winter dort *Sejour* zu nehmen und den Krähen und Dohlen zuzusehen, die auf den Schneefeldern umherhüpfen.«

»Ja, — aber der Schaden, der daraus erwächst — Ökonomiebeamte sind oft sehr diebisch.«

Vera bemerkt den lauernden Blick ihres Nachbars nicht und lacht gezwungen.

»Ja, das sind sie. Nichts als Hiobsposten senden sie uns herein. Wenn ich den Klagen meines Mannes Glauben schenken wollte, können wir uns bald kein Fleisch zur Suppe mehr gönnen. Zum Glück ist das bei allen Gutsbesitzern Mode, — diese ewigen Klagelieder.«

»Weshalb betreibt Ihr Herr Gemahl auch eine so unfruchtbare Politik. Wenn er unserer Partei näher stünde, — wir haben doch Sinekuren und können auch sonst unter die Arme greifen.«

Vera hat sich jetzt rasch umgewandt und blickt ihren Logennachbar an. Herr von Thaller sieht scheinbar gleichgültig zu Boden.

Vera hat die Schlaueit aller kleinlichen, intriganten Frauennaturen, sie hat sofort begriffen, dass der Mann neben ihr — ihnen einen Vorschlag zu machen hat, dass er es nur nicht wagt, damit an Robs heranzutreten.

Sie lächelt fein:

»Vielleicht sprechen wir einmal darüber, — Frauen vermögen viel —?«

»Jawohl, Frauen vermögen viel«, — wiederholt er mit einem frivolen Blick, und lässt seine Hand einen Augenblick leicht auf ihrer entblößten Rechten ruhen.

Vera lässt es sich gefallen, — der Mann ist ja so einflussreich. Indessen sind drei Damen in die angrenzende Loge des Ministeriums getreten. Zwei ältere Frauen und ein überschlanke, hübsches, junges Mädchen in englischer *Tailor made* Toilette.

Vera fährt herum, — das ist ja Elsi, — Elsi Lamballe, — wie langweilig diese Provinzbekanntnen, — aber ihr Papa gilt auch hier etwas, — er ist ja ein hoher Hofbeamter, — erinnert sie sich rechtzeitig, — damals waren sie ja nur auf Sommersejour—.

»Das nenne ich einen angenehmen Zufall, — Elsi, du — — —?«

Elsi errötet heftig. Sie sieht Vera an, aber wie mit einem Schlag steigt in ihrem Erinnern eine andere Gestalt aus der Vergessenheit, — ein hübsches, flottes Leutenantsgesicht, — Fritz von Felseck.

»Tag, — Vera«, sagt sie gezwungen degagiert, — »Mama, sieh doch Vera als Ehekrüppelin, — Tante Frohnsdorf —«

Vera setzt die Vorstellung fort.

»Herr von Thaller.«

Dieser verneigt sich leicht.

»Ich habe schon die Ehre, — übrigens, Fräulein Elsi, — der Ausdruck Ehekrüppelin ist famos, — wohl auf eigenem Gedankenfeld gewachsen. — Sonst wendet man das Epitheton nur bei uns unglücklichen Männern an.«

Elsi lacht.

»Sie wissen, ich bin ein Sportsmädel. Ich habe nie etwas so bedauert, wie die armen, jungen edlen Tiere im Gestüt, wenn sie eingefahren werden. Plötzlich so kurz im Geschirr dem Schritt eines andern angepasst gehen müssen, — nicht ein bissl tanzen dürfen, — ohne dass die Peitsche schwirrt.«

Vera lacht nun ebenfalls.

»Höre, so schlimm ist es nun doch nicht, — sonst wäre ich längst ausgebrochen —.«

Frau von Frohnsdorf, eine Schwester von Elsis Mutter, mischt sich nun in das Gespräch —.

»Was hören Sie vom Hause, — ich kenne Ihre Mama noch aus der Jugendzeit?«

Vera seufzt ein wenig.

»Mama lebt ganz zurückgezogen, — meine Schwester Olga ist viel im Hause meines Schwagers Baron Gatscher, — die armen verwaisten Kinder hängen so sehr

an ihr —.«

Frau von Frohnsdorf denkt nach.

»Hatten Sie nicht auch einen Bruder, einen sehr hübschen, flotten Kavallerieleutnant?«

Frau von Lamballe räuspert sich etwas auffällig.

»Lass' das, Frieda, wir überhören sonst den besten Redner.«

Elsis Augen hängen fragend an Vera, — sie hätte doch gerne gehört, trotz allem; wie es Fritz jetzt geht. Frau von Thorwald aber hat sich brüsk erhoben.

»Ich sehe Robs nicht mehr im Saale, — da dürfte es Zeit sein, dass ich an mein verlassenes Heim denke. — Adieu, meine Damen, viel mehr auf Wiedersehen, Elsi, — ich rechne auf Sie für meine Donnerstage.«

Auch Herr von Thaller hat sich erhoben.

»Ich begleite Sie bis zur Rampe, wenn Sie gestatten —.«

Elsi hat sich ebenfalls zum Gehen gewendet.

»Mama, gestatte mir, — ich möchte ein wenig promenieren, — der Kopf ist mir so eingenommen, — in zwei Stunden hole ich Euch, — so lange wird die Sitzung wohl dauern —.«

Herr von Thaller sieht hinab.

»O ja, ein Dauerredner!«

Vera lacht.

»Wie ich Elsi kenne, interessiert sie überhaupt die Außenseite dieses Hauses mehr, als die Innenwelt, — die Rösser am Dach schlagen in ihr Fach.«

»Erraten«, scherzt Elsi, und die Damen steigen gemeinsam die breite Marmortreppe hinab.

»Begleitest du mich?« fragt Vera, die sich von ihrem Begleiter verabschiedet hat.

»Nein«, — Elsi sagt es etwas befangen, — »ich habe ganz in der Nähe eine Besorgung.«

»Auf Wiedersehen also—.«

Vera lässt sie uninteressiert stehen.

Elsi wartet einen Moment, dann zieht sie aus ihrem Muff einen zerknüllten Brief und liest ihn hastig.

Liebes Fräulein!

Wollen Sie mich einmal in Wien besuchen, wo ich seit kurzem wohne. Ein gewisser jemand, der sehr, — sehr unglücklich ist, — Ihr Jugendfreund Fritz von Felseck, hat mir oft und viel von Ihnen gesprochen. Vielleicht gelingt es uns, ihn wieder ein wenig aufzurichten. Wollen Sie mir behilflich sein?

Margit von Felseck.

Elsi hat diesen Brief heute mit der Frühpost bekommen. Ihr erster Impuls war, ihn empört zu Boden

zu werfen. Diese Frau, — der er vermutlich längst zu Füßen liegen wird, — dieser leichtsinnige, bodenlos leichtsinnige Fritz. Seither hat sie die Zeilen schon mehrmals gelesen, und starrt jetzt wieder aus die feine Handschrift nieder Mit einem Mal schießen ihr die Tränen in die Augen.

»Der sehr unglücklich ist«, liest sie halblaut. *All right*, weit von hier ist es ja nicht, — ich will doch einmal hinschauen — —.

* * *

11.

In der Regimentskanzlei des Oberstleutnants Srban sah es merkwürdig genug aus.

Der Oberstleutnant hat die unglaublichsten Geheimfächer für warme Bekleidung, und die Kamelhaarsocken für die durch das Durchwaten des Schnees kaltgewordenen Füße wärmen sich heute im Inneren eines Regimentbefehles auf der Ofenplatte.

Die günstige Gelegenheit, sie zu wechseln, schien eben gekommen, und der Eintritt des Regimentadjutanten von Stadler störte dabei nicht im Mindesten.

»Guten Morgen, Herr Oberstleutnant, scheinen kalte Füße zu haben?«

Oberstleutnant Srban brummt ärgerlich:

»Sie unschuldiges Lamm, Sie, — natürlich habe ich kalte Füße. Eine Viertelstunde bin ich vor der Regimentskanzlei gestanden, bis man Sie aus den Federn, und den Schlüssel aus Ihrer Hosentasche holte.«

»Nicht möglich, — bedauere wirklich lebhaft, Herr Oberstleutnant, — ich weiß wirklich nicht, wie ich mich so verschlafen konnte.«

»Schon gut, — schon gut«, — die Kamelhaarsocken waren eben als noch zu wenig durchwärmt befunden, wieder in den schriftlichen Befehl und auf den Ofen gewandert, »übrigens — Herr Leutnant, was steht denn da auf unserer Tür mit Kreide?«

»Wo?«

Leutnant Stadler machte ein ganz unschuldiges Gesicht.

»Da, — Regimentauslagen, — Lampen, Gläser für den Offizierstisch. Wie? — Zum Donnerwetter, das sollten Sie doch ordentlich buchen —.«

»Es war so in der Eile — —.«

»Gut, — gut, — was sonst Neues —?«

»Als ich vorhin die Treppe heraufrenne, — schien es mir, dass Ihre Schwiegermama unten vor dem Haustore mit dem Obersten konversiert.«

Der Oberstleutnant ist ganz kleinlaut geworden.

»Meine Schwiegermutter Nr. 1 oder Nr. 2«, fragt er erbost.

Der Adjutant bemüht sich, ein Lachen zu verbeißen.

»Nr. 2, die Gräfin Moiska.«

Der Oberstleutnant seufzt. Er hat tatsächlich zwei Schwiegermütter und keine Frau. Zweimal verheiratet gewesen, hat er das Unglück gehabt, jedes Mal nach

kurzer Ehe seine Gattin zu verlieren und jede band ihm die Sorge für ihre zurückbleibende verwitwete Mutter aufs Herz. So disponierten zwei Schwiegermütter über ihn. Beide waren zum Glück wohlhabend. Die Nr. 1, Frau von Wangen, beschränkte sich darauf, seine Lebensführung zu kontrollieren und einen offenen Krieg mit der Gräfin Moiska, — Schwiegermama Nr. 2 - zu unterhalten die in ihren Augen eine ausgeartete, verrückte Person war.

»Wissen Sie, lieber Stadler«, beginnt der Oberstleutnant von neuem, — beunruhigt nach der Tür blickend, — »gerade die Gräfin Moiska ist fürchterlich. Über die sechzig ist diese Dame und glauben Sie, ihre Lebenslust ist zu unterdrücken? Reitet wie ein Kavallerist, raucht, spielt Karten und alle Augenblicke habe ich für sie eine kleine Skandalaffäre zu schlichten. Andere Männer ängstigen sich um den Ruf ihrer Frau, ihrer Töchter, ich muss um die Tugend meiner Schwiegermütter zittern!«

Der hübsche junge Leutnant kämpft mit dem Lachen.

»Ja, die Damen, — die Damen«, seufzt er endlich mit geheuchelter Teilnahme.

»Närrinnen sind sie, — lauter Närrinnen, — bin noch nie einem vernünftigen Frauenzimmer begegnet —.«

Die Tür fliegt jetzt heftig auf, und eine Dame in

eleganter Wintertoilette wirbelt herein.

»Guten Morgen, lieber Wenzel, — ach, *bon jour* Herr Leutnant, — was sagen Sie zu diesem schauderhaft geschmacklosen Namen meines Schwiegersohnes, — Wenzel *horreur*—.«

Der Oberstleutnant wird kirschrot. —

»Sind Sie nur gekommen, um mir das zu sagen?«

»Nein, — nein, — Sie müssen mich verteidigen, — ich bin wütend, — ein Skandal.«

Gräfin Moiska fährt mit ihrem Muff dem Oberstleutnant unter die Nase.

»Schon wieder?« seufzt dieser mit einem ergebenen Augenaufschlag.

»Sie wissen, dass ich seit sechs Wochen Tity bei mir im Dienste habe?«

»Leider«, bestätigt der Oberstleutnant.

Gräfin Moiska fährt herum.

»Warum leider, — Sie werden doch dem albernen Gerücht keinen Glauben schenken, dass ich einen Flirt mit ihm habe, würden Sie das begreifen?«

»Von Tity nicht«, brummt der Oberstleutnant undeutlich.

»Wer ist denn Tity?« wagt es der Adjutant leise zu fragen.

»Ein Mohr«, entgegnet der Oberstleutnant mit tragischem Ausdruck, — »den die Mama vor einigen Wochen der alten Fürstin Rika einfach entführt hat.«

»Ja, — und nun hat sie die Unverschämtheit, ihn zurückzufordern, und verlangt für die sechs Wochen Dienstentgang bei ihr — Schadenersatz.«

Der Adjutant prustet in sein Sacktuch.

»Wie hoch taxiert sie denn Titys Leistungen?«

Die Gräfin Moiska zuckt nur die Achseln und redet wütend auf den Oberstleutnant ein.

»Sie werden hingehen, — Sie werden klagen, — Sie müssen mir Tity zurückschaffen, wenn sie es wagt, ihn zu holen. — Hören Sie?«

»Ja, — ja«, der Oberstleutnant retiriert ganz verschüchtert. Der Adjutant kommt ihm zur Hilfe.

»Herr Oberstleutnant, ich glaube es sind schon Parteien hier, die Sie zu sprechen wünschen.«

»Natürlich, — ganz richtig, — bitte begleiten Sie die Gräfin Moiska zum Wagen ———.«

Die Gräfin nimmt den Arm des Adjutanten.

»Kommen Sie Herr Leutnant, — lassen wir diesen Kommisknopf, — schade bei Ihrer Figur, dass Sie nicht Rennen reiten — —— ———.«

Die Tür hat sich hinter ihnen geschlossen und der

Oberstleutnant wendet sich wieder dem Regimentsbefehl und den Kamelhaarsocken zu. Ein neuerliches schüchternes Pochen stört ihn empfindlich.

»Herein!« brüllt der Oberstleutnant gereizt.

Die Tür geht auf und eine Dame erscheint auf der Schwelle.

»*Sapristi*«, brummt der Gewaltige, »wieder ein Frauenzimmer!«

Die Dame kommt vor. Sie lächelt, wie sie die Anstrengungen sieht, die der Oberstleutnant macht, die Kamelhaarsocken in der Tasche zu verbergen.

»Mein Name ist Margit v. Felseck.«

»Womit kann ich dienen? — Bitte Platz zu nehmen, gnädige Frau.«

Margit dankt und setzt sich.

»Es handelt sich um einen jungen Offizier, der ehrenrätlich verurteilt, vor einem halben Jahr springen musste — Fritz v. Felseck.«

»Ach, der, — hm, — ist er ein Verwandter von Ihnen?«

»Eigentlich nein, — ein entfernter Verwandter meines verstorbenen Mannes.«

»So, — und was wünschen Sie über ihn zu wissen?«

»Die Höhe seiner damaligen Schulden.«

»Zu welchem Zweck?«

»Um sie zu bezahlen.«

Der Oberstleutnant ist aufgesprungen.

»Gnädige Frau, ich bin ein schlichter Soldat und gegenwärtig Vorsitzender des Offiziersehrenrates, — nichts freut mich mehr, als wenn es mir gelingt, so einen jungen Leichtfuß wieder zu rehabilitieren, — aber entschuldigen Sie, auf diese Weise nicht —.«

Margit scheint das Verächtliche im Tone des Oberstleutnants zu überhören, der in heftiger Erregung auf- und niederrennt.

»Die Rehabilitierung ist also möglich?«

»Ja, — nach zwei Jahren, bei tadelloser Lebensführung und Bezahlung aller kontrahierter Schulden.«

»Gottlob!« — sagt Frau Margit mit einem erleichterten Atemzuge.

»Sie wollen ihn vermutlich heiraten«, fährt sie der Oberstleutnant an.

»Nein, das will ich nicht. Was mich herführt, ist gerade der Wunsch, dass er womöglich nie erfährt, wer ihm unter die Arme gegriffen hat.«

Der Oberstleutnant ist plötzlich stehengeblieben.

»Eine unglückliche Liebe also?« fragte er ironisch.

Margit lacht hell auf.

»Auch das nicht, Herr Oberstleutnant. Er steht meinem Empfindungsleben gar nicht nahe, nur in dem ganz allgemeinen Sinne, dass mir sein Los eine schmerzliche Teilnahme einflößt. Es muss ja furchtbar sein, plötzlich aus so einem jugendlichen Leichtsinnstaumel heraus in die Reihen der Ehrlosen gestoßen zu werden.«

»Doch nur durch eigenes Verschulden, gnädige Frau.«

»Nicht ganz, Herr Oberstleutnant. Die Gesellschaft ist ebenso mitschuldig daran, — sie treibt einen Kultus mit diesem bunten Rock, mit dem übermütigen Getue dieser jungen — Schulden- und Pflanzmacher.«

»Zugegeben, — aber ein Charakter widersteht dem eben.« — — —

»Schwer, — wenn er nach falschen Begriffen lebt. Der junge Offizier steht vom ersten Tage an in einem Kampf zwischen zwei verschiedenen Ehrbegriffen. In der Achtung der Gesellschaft seiner Freunde steigt er umso höher, je vornehmer, luxuriöser er auftritt. Für so einen jungen Menschen, — um den alles noch Sonnenschein und Frühling ist, — liegt auch in dem devoten Lächeln seines Fiakers, eines Bedienten, eines Kellners, dem er ein reiches Trinkgeld gibt, — eine Ovation — ein unstreitig angenehmes Gefühl, — beliebt, willkommen, — vollwertig angesehen zu sein, — das ist der soziale Ehrbegriff. Der Ehrbegriff der soliden, bürgerlichen Existenz wird ihm förmlich verächtlich gemacht, — als

philiströs bezeichnet. — Alles kommt seinem leichten Sinn entgegen, — und eines Tages lässt man ihn plötzlich fallen, bezeichnet als ehrlos, was er für flott hält, — und gewöhnlich erst dann, wenn er schon an der Umkehr ist, sich bemüht, und hoffnungslos darbt, — seine jugendlichen Fehler wieder auszugleichen.«

Margit hat sich heiß gesprochen, — ihre Wangen glühen.

»Hm, — ganz Unrecht haben Sie ja nicht. Aber was kann man dagegen tun«, sagte der Oberstleutnant nachdenklich.

»Viel. Helfen Sie mir, Herr Oberstleutnant, wenigstens diesen einen jungen Leichtfuß wieder zu rehabilitieren.«

Der Oberstleutnant runzelt die Stirne.

»Das könnte nur geschehen, wenn er seine Schulden aus eigener Kraft, — durch Arbeit bezahlt.«

Margit sieht ihn warm an.

»Herr Oberstleutnant, halten Sie das ernstlich für möglich. Wo findet ein gewesener Offizier Arbeit, die sich lohnt. Den Dienstboten darf man bestrafte Vergehen gegen die gesetzliche Ordnung nicht in ihr Dienstbuch schreiben, um ihren Erwerb nicht zu stören, — der gesprungene Offizier aber trägt mit dem Verlust seiner Charge das Brandmal mit sich, welches ihm alle Türen verschließt. Die Gesellschaft fürchtet nun seinen

Leichtsinn, den sie früher durch ein beifälliges Lächeln großgezogen. Und was hat er gelernt, — was kann er, — ein Überzähler, ein Paria steht er auf der Straße, — wenn er nicht die moralische Kraft hat, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen. Und seine Eltern, alle, die ihn lieben, — die man mitbestraft, — nein, Herr Oberstleutnant, allein kann er nicht empor, — die Wenigsten treffen es, — aber gute Menschen sollen ihm die Hand reichen.«

Der Oberstleutnant sieht auf die Frau, die mit leicht gefalteten Händen vor ihm steht. Der warme, bewegte Klang ihrer tiefen Stimme ist ihm zu Herzen gedrungen. Es steigt ihm ordentlich heiß in die Augen.

»Retten wir also — topp, — ich will tun, was ich kann, — vor allem die Schuldenliste dieses jungen Hitzkopfes feststellen lassen, — den Kaventen müssen die rückständigen Interessen ersetzt werden, — da sie weiter zahlen, — übrigens war auch noch so eine Frauenaffäre dabei.« —

Margit lächelt fein.

»Ein Glas über den Durst, — und ein paar schöne Augen, die unbesonnen machen, — das kann ja vorkommen, — nicht wahr, — Herr Oberstleutnant?«

»Natürlich kann das vorkommen, — kommt auch vor«, brummt der Oberstleutnant, — »also wollen wir es trotzdem versuchen.«

»Ich danke Ihnen vom Herzen, — hier auf der Karte steht meine Adresse. Ich hoffe bald auf gute Nachricht —
—— —.«

Margit neigt leicht den Kopf, drückt dem Oberstleutnant warm die Hand und geht.

Einen Augenblick steht der graubärtige Offizier regungslos, dann poltert er los und den erschrockenen Adjutanten an, der aus dem Nebenzimmer eintritt.

»Donnerwetter, — Donnerwetter, — Herr Leutnant, — rennen Sie der Dame nach, die eben die Treppe hinuntergeht, — merken Sie sich ihr Gesicht!«

Der Adjutant stürzt hinaus und kommt atemlos zurück.

»Zu Befehl, — ich habe sie gesehen. Was ist mit ihr, wer ist sie?«

»Wer das ist, — Herr Leutnant?«

Der Adjutant steht bei dem plötzlich militärischen Ton seines Vorgesetzten ganz stramm.

»Sie haben soeben das erste Frauenzimmer gesehen, das mir imponiert hat.«

12.

Vera macht ihre Nachmittagsbesuche. Sie fährt in einem geschlossenen Coupé und ist in gewähltester Toilette, ihren Diener am Bock.

»Giselastraße 4«, hat dieser dem Fiaker zugerufen. Sie fährt zur Gräfin Moiska. Es ist kein Empfangstag dort, aber die beiden Damen sind seit kurzem Freundinnen. Die alternde Gräfin, die die Kunst versteht, das Leben wie eine Zitrone auszusaugen, — was die raffinierten Genüsse, die es bietet, anbelangt, — imponiert der lebenslustigen jungen Frau, — die sich ein Vorbild an ihr nimmt.

Sie sendet auch den Diener nicht mit der Karte voraus, sondern geht, wie jemand, der hier oft gesehen wird, die Treppe hinauf und an die große Entreetür. Gräfin Moiska ist zu Hause, — sie spricht mit ihrem Rechtsanwalt. —

»Guten Abend, meine Liebe, — setze dich, ich habe nur eine Kleinigkeit zu erledigen«, sagt sie, Vera nachlässig die Hand entgegenstreckend.

»Also, lieber Doktor, — mein Mohr, — Sie wissen ja, Tity sah elend aus; — die Fürstin hat ihn überanstrengt, — denken Sie nur, der Mensch ist an den Süden gewöhnt,

— und musste bei dieser Kälte Besorgungen machen. Nicht wahr, Tity?«

Vera sieht jetzt erst, dass der Schwarze hinter der Gräfin steht, und mit seinen wulstigen Lippen blöde lächelt.

»Ich gebe ihn also keinesfalls wieder her. — Ich adoptiere ihn lieber.«

Der Rechtsanwalt lacht.

»Gräfin, das wäre denn doch — — —«

»Was. — Gewagt, meinen Sie, — nicht für mich, Herr Doktor. — Ich beherrsche die Gesellschaft, — ich weiß, was man ihr bieten darf, — es kommt nur auf die Form an, man kann ihr alles mundgerecht machen. Ich spiele auf ihren Empfindungen, wie auf einer wohlbekanntem Klaviatur. Die Gräfin Moiska wird man weder beleidigen noch ignorieren. — Vorläufig — *my dear* Tity, — ; begleite diesen Herrn hinaus.«

Vera ist bei den Anspielungen des Rechtsanwaltes für ihre Freundin errötet.

»Höre du«, sagt sie jetzt eindringlich, nachdem die Türe sich hinter Tity und dem Rechtsanwalt geschlossen hat, »man klatscht wirklich über dich und den Schwarzen —.«

»Mag man — — —.«

»Aber, was hast du denn mit diesem Scheusal?«

»Nichts, eine — Kaprize —.«

»Du wirst doch nicht im Ernst eine solche Geschmacksverirrung haben?«

Gräfin Moiska lacht und dreht sich eine Zigarette.

»Vera, *dear* — weißt du nicht, dass ich Frauenrechtlerin bin?«

»Du?«

Vera kann sich nicht enthalten, hell aufzulachen.

Gräfin Moiska wirft sich auf ihre Chaiselongue.

»Natürlich keine von diesen entsetzlichen Weibern in Reformröcken, Männerwäsche, — Dessous ohne Spitzen, — aber doch in meinen Ideen. Ich wünsche die Gleichberechtigung der Geschlechter, und da das Wünschen allein nichts nützt, — führe ich sie für meine Person wenigstens durch, wo ich kann.«

»Was hat denn das mit deinem Tity zu tun?«

»Sehr viel, *ma chère*. Sage mir, mein Kind, — glaubst du, man würde etwas daran finden, wenn einer unserer Kavaliere sich die Liebe einer Mohrin kaufen würde? Warum sollen wir uns nicht die Liebe eines Mohren bezahlen? Ich erinnere mich ganz gut, dass mein Bruder und mein Mann einmal zu einer Löwenjagd nach Afrika reisten, — wie sie später eingestanden, nur um ein

Abenteuer mit einer Andersfarbigen zu versuchen. Siehst du, das sind unsere Lehrmeister.«

Vera imponiert der Zynismus dieser eleganten Frau. Fassungslos starrt sie sie an, — die Gräfin Moiska amüsiert das, und sie fährt noch ungenierter fort:

»*Enfin*, — warum sollen wir uns nicht auch die Liebe kaufen, wie es die Männer tun. Denke dir, alle die Hässlichen, Alten, Ungesuchten, kämen so zu einem bisschen Lebensgenuss. Der ekelhafteste Kerl, wenn er reich ist und ein Mann, kann die schönsten Frauen haben. — Vielleicht wären wir sogar weniger gemein, denn wir würden auch in die gekaufte Liebe einige Illusionen mit hineintragen.«

Vera hört mit glühenden Augen zu. Die Frechheiten, die diese Vollblutaristokratin ganz unverblümt ausspricht, haben für sie einen eigentümlichen Reiz.

»Aber in der Welt, in der wir leben, gibt es doch sehr strenge Sitten und Tugendgesetze«, fragt sie absichtlich harmlos.

Gräfin Moiska wirft die Zigarette im Bogen in den Kamin.

»Pah, — nur keine Illusionen. Ich habe mich überzeugt, dass die vornehme Gesellschaft wie die ganz niedrigen Proletarier vollkommen sittenlos ist. Wir oben, weil wir uns alles herausnehmen und die Maske der

Verstellung meisterhaft handhaben, die unten, weil sie nichts zu verlieren haben und durch ihren Tugendstolz nicht viel gewinnen. Nur, — was dazwischen liegt, — das wohlhabende Spießbürgertum, ist von rührender Blindheit und pflanzt die Moral der Schulbücher fort. Möglich auch, dass ich diese Kreise, in denen ich nie verkehrt habe, nur nicht kenne, — und dass sie auch nichts taugen —.«

»Du bist schrecklich —.«

Vera sagt es seufzend. Gräfin Moiska fährt unbeirrt fort, ein wenig geschmeichelt durch den Eindruck, den ihre ironischen Reden hervorbringen:

»Es ist geradezu lächerlich, welches Aufsehen man davon macht, wenn eine Komtesse oder verheiratete Gräfin einmal mit einem Bedienten oder Stallmeister durchgeht, während unsere Männer, — die Väter unserer Kinder, — die Kavaliere alle, — ganz offenkundig mit dienenden Mädchen Aventüren haben.«

»Aber wir Frauen entwürdigen uns doch mehr — — — —«

»Sagen die Männer!« fällt Gräfin Moiska ihr ins Wort. »Es ist immer bequem, die Tugend jemand anderem aufzupacken, der sich daran totschiebt, und sich selbst einen Freibrief zu nehmen. Dumm, ganz dumm, sind wir Frauen, dass wir diesen Humbug dulden. Aber reden wir

von etwas anderem. Wo warst du noch, Kind?«

»Bei Baron Freudenthal. Ein sehr vornehmes Haus, wie es scheint —.«

» Juden«, sagt die Gräfin kurz, »getaufte selbstverständlich.«

»Woran erkennst du das gleich, — die Leute sind wirklich charmant gebildet.«

»Daran dass die Visitenkarte des päpstlichen Nuntius sehr aufdringlich im Salon oder irgendwo im Vorzimmer aufliegt. In solchen Häusern verkehrt er immer.«

»Du bist furchtbar boshaft, — ich glaube, Robs hat Recht, dass er mich vor dir warnt.«

»Tut er das? Und was macht dein langweiliger Mann sonst —? Ideale, Politik, — natürlich, — Volksinteressen etc. — Gott, wie überlebt und naiv mir das alles klingt.«

Vera schämt sich plötzlich ehrlich ihres Gatten.

Sie trachtet ihn möglichst zu entschuldigen.

»Ich finde es auch lächerlich«, sagt sie ärgerlich, »sich so in Opposition mit den besten Kreisen zu stellen. Ich bitte dich, die Minister geben heuer so hübsche *Routs*.«

Gräfin Moiska sieht sie amüsiert an.

»Ich liebe die Oppositionsschreier auch nicht. Meist ungehobelte Leute, die keine Lackschuhe und keine

Breatches tragen, — Maulhelden, — *voilà tout*. Aber um Karriere zu machen, soll es manchmal ganz gut sein, mit diesen Wölfen zu heulen.«

»Wieso —?«

»Nun, die Gefügigen sind den Machthabern bald gleichgültig, — die haben sie ja ohnehin, — aber um einflussreiche Oppositionelle muss man werben, — ein kluger Kopf wird daher oppositionell sein, bis man ihm genügend anbietet, — um es nicht mehr zu sein.«

Vera seufzt.

»Ich fürchte zu diesen letzten gehört Robs nicht, er ist wirklich plebejisch in seinen Ansichten.«

Gräfin Moiska überlegt ein paar Augenblicke.

»Dann verbinde du ihm die Augen mit einigen Scheingründen und führe ihn allmählich über die Brücke an die sichere Staatskrippe.«

»Was verstehst du darunter?«

Vera fragt es lebhaft interessiert.

»Einfluss, Geld, alles was du willst, *ma chère* — spiele dich auf die Eingeweihte, — teile Protektionen aus; — wenn du auch in Wahrheit nicht viel durchzusetzen vermagst, — wenn die Leute es nur glauben!«

»Tust du denn das auch?« fragt Vera erstaunt.

Statt der Antwort summt die Gräfin ein paar Takte einer Operettenmelodie. Dann stützt sie sich auf den Ellbogen und wendet sich rasch herum.

»Kennst du meine Einkünfte, nein? Nicht, — nun ich beziehe eine lächerliche kleine Apanage von der Familie Moiska, — pumpe meinen bürgerlichen Schwiegersohn an, so oft es geht, aber davon könnte ich doch nicht standesgemäß leben, — ich liebe den Luxus, — ich muss jeden Winter einen kleinen *Sejour* in Monte Carlo nehmen etc. —.«

»Du hast also Schulden?« fragt Vera interessiert.

»Auch, aber nicht übertrieben. Die Hauptsache ist, ich lasse nicht, wie es im Bibelwort heißt, die Kleinen, sondern die Großen zu mir kommen: Ich vermittele zwischen Finanz- und Hochadel, — ich nähere die beiden, — das heißt, ich tue oft nur so. Manchmal helfe ich eine größere Affäre abschließen. Dann ergießt sich der Goldregen auch über mich. Für eine Vorstellung bei Hof, die ich kürzlich durchsetzte, habe ich ein ganz hübsches kleines Vermögen erhalten. *Voilà tout!*«

»Ich habe aber nicht deine Konnexionen«, sagt Vera nachdenklich.

»Dafür einen Mann, der mitten im politischen Leben steht. Das ist noch weit einfacher. Halte nur die Augen offen.«

In diesem Augenblick erscheint Tity mit einer Visitkarte auf einem Plateau. Gräfin Moiska greift darnach und sagt ärgerlich gähnend: »Wer«?

Im nächsten Moment ist sie wie elektrisiert aufgesprungen, — ihre feinen Nasenflügel beben.

»Ach, die Fürstin Rika, — das geht um deine schwarze Haut, mein Lieber. — Wie ich mich auf dieses Zungenduell freue. — Ich lasse bitten.«

Vera empfiehlt sich rasch. Die Gräfin Moiska bemerkt kaum, dass sie geht, — ihre Standesgenossin ist ihr jetzt wichtiger. Vera weiß, dass die beiden Damen sich die größten Sottisen sagen werden, trotzdem sie die Gräfin zu der eintretenden Fürstin sagen hört:

»*Ma chère* Klementine, — das ist ja eine charmante Überraschung, — bei diesem Wetter, — in deinen Jahren — — —.«

* * *

13.

Robs v. Thorwald arbeitet in seinem eleganten Kabinett. Sein interessanter Charakterkopf ist schmaler, blässer geworden, die Hand zuckt manchmal nervös, die rastlos über das Papier eilt.

»Robs!«

Vera steht in eleganter Abendtoilette auf der Schwelle

_____.

»Einen Augenblick, — bitte.«

Er legt jetzt die Feder bei Seite und steht auf. —

»Gottlob, das wäre fertig.«

»War es denn so wichtig?« fragt Vera, obwohl es sie wenig interessiert.

»Ziemlich. Der heutige Klubbeschluss in einer nationalen Sache. Wir mussten uns alle mit Ehrenwort verpflichten, kein Wort davon in die Öffentlichkeit oder an die Presse gelangen zu lassen. Ich habe mir die einzelnen Punkte nur zu dem Zwecke auf notiert, damit sie später keine Verdrehungen erfahren und man nach Jahren darauf zurückkommen kann. - Was wolltest du, Kind?«

Vera ist nähergekommen.

»Ich wollte dich bitten, meinen Schmuck in deiner Schreibtischlade einzuschließen, — das Schloss meiner Kasette ist überdreht, — und ich möchte die Sachen nicht offen umherstehen lassen. Unsere neue Jungfer scheint mir gar nicht verlässlich.« —

»Gib also, Kind. Ich muss heute leider mit den Herren der Deputation soupiere, die ich vormittags in Audienz zum Minister führte. Was wirst du beginnen?«

Robs v. Thorwald fragt es etwas gewohnheitsmäßig, schiebt die Schatulle in ein Seitenfach und schließt ab.

Vera fasst ihn am Arme.

»Bitte lass' aber den Schlüssel zu Hause. Es könnte mir doch einfallen, das Kleid zu wechseln und dann einen andern Schmuck dazu nehmen zu wollen.«

Robs zögert ein wenig.

»Gut, — aber bitte nicht umherliegen lassen.«

»Nein gib nur, — sei nicht so entsetzlich pedant.«

Vera unterdrückt ein Gähnen, bietet Robs die Stirne zum Kuss und sieht ihm zu, wie er Zigarrentasche, Handschuhe und einige Schriften nimmt.

»Willst du mir auch etwas Geld dalassen?« sagt sie nachlässig.

Robs sieht sie betroffen an.

»Ich habe dir doch erst heute morgens dreihundert Gulden, wie du sagtest, für Kleinigkeiten, die unerlässlich waren, gegeben.«

Vera gähnt nun absichtlich. —

»Ja, — doch ja, — ich hatte Rechnungen zu bezahlen, — Wäsche, — Stickereien, — *Jupons*, kurz allerlei Unentbehrliches.«

»Und was brauchst du nun wieder?«

»O, — nur eine Kleinigkeit. Ein Damenkomitee frühstückt morgen bei Continental, das Kuvert à 20 Kronen zu wohltätigem Zweck, für die Arbeitslosen. Dabei steht es jedem frei, der diese 20 Kronen auslegen will, an unserem Lunch teilzunehmen, — jeder Herr von der Straße kann um diesen Preis unser Tischnachbar werden. Du kannst dir denken, wie sich da Finanziers und andere Streber herandrängen werden, die sonst nie in solche Kreise kommen, — um teilnehmen zu dürfen, neben der Gräfin Moiska oder der Fürstin Pauline zu sitzen. Natürlich wird champagnisiert, was die Sache für uns verteuert; — wir werden uns eben von den Finanziers einladen lassen müssen—.«

Vera schließt mit einem frivolen Lachen.

Rob's Stirne hat sich dunkel gerötet.

»Du wirst an diesem *Dejeuner* nicht teilnehmen«, sagt er scharf —.

Vera fährt zornig herum.

»Warum? — Du hörst doch, dass die feinsten Damen unserer Aristokratie dabei sind, — die Gräfinnen Lar, — die Baronin Werther —.«

»Bemühe dich nicht, — ich lasse mich nicht von Namen blenden. Und in meinen Augen bleibt es eine Herzensrohheit, zugunsten von Hungernden zu champagnisieren — —.«

Rob's Stimme dröhnt vor Empörung.

Vera zuckt die Achseln.

»Du bist abgeschmackt — wenn es ihnen doch zugutekommt — —.«

»So ist diese Form doch eine Rohheit, — ein Frevel, — ein Übermut, der böses Blut machen muss. Hast du an die Wirkung gedacht, die das nach unten haben wird?«

»Wozu? — Nein, wirklich nicht. Ich finde nur diese Zufallstischgesellschaft sehr amüsant und dachte darüber nach, ob es nicht zu familiär ist, wenn wir dekolletiert unter diesen Allerweltsleuten erscheinen.«

»Ich verbiete es dir ausdrücklich, daran teilzunehmen —.«

»Ich lasse mir aber nicht verbieten, — soll ich mich lächerlich machen, — als kleinbürgerlich erscheinen?«

Vera zischt es ihm beinahe ins Gesicht.

»Wie du willst; Geld habe ich für derlei Zwecke keines. Lass' es dir genügen, dass ich seit unserer kurzen Ehe unseren Besitz schon bis zum Giebel belasten musste. Jetzt werde ich Einhalt tun. Du wirst einfacher und häuslich leben müssen. Gute Nacht — —.«

Die Tür fällt laut hinter ihm zu und Vera fühlt Lust, aus Wut zu schreien. Ganz blass wirft sie sich in einen Fauteuil. Noch mehr einschränken, — noch weniger genießen, — was denkt denn dieser abgeschmackte Mensch, — hat er eine Ahnung, wonach sie dürstet, was sie ohnehin entbehrt. Sie ist in Kreise geraten, wo sie sich nur durch tadellose Eleganz als ebenbürtig erhalten kann, — auch so ist sie oft nur geduldet. Alle diese Matinees, Diners, Nachmittagstees, Logen in der Oper und Komiteesitzungen erfordern besondere schicke Toiletten, — Wagen, — Diener am Bock, — und dann, wie gerne würde sie einmal an die Riviera, nach Beaulieu, Monaco, Monte Carlo, das müsste ja ein reizvolles Leben sein.

»Sparen, — häuslich leben«, — sie lacht bitter höhnisch auf, — »wozu dann überhaupt existieren?«

Ein Läuten an der Flurtür schreckt sie auf.

Der Diener bringt eine Visitenkarte, Vera liest überrascht ›Herr v. Thaller‹. Ehe sie noch antworten kann, erscheint der Gemeldete unter der Tür.

»Gnädige Frau haben nur die Wahl mich anzunehmen,

denn abweisen hätte ich mich nicht lassen.«

Vera lächelt noch etwas gezwungen.

»Es war auch gar nicht meine Absicht, — wenn ich auch erstaunt bin, Sie so spät zu sehen —.«

Herr v. Thaller hat sich einen Fauteuil herangezogen.

»Das müssen Sie mir zugutehalten, gnädige Frau. Ich bin ein vielgeplagter Mann, — übrigens, so sehr mich dieses *Tête-à-Tête* auch entzückt, — dachte ich auch, den Herrn Gemahl zu treffen.«

»Ach, Robs hat heute seinen Abend nicht frei. Einige seiner Wähler haben ihn zu einem Souper geschleift, ich bewundere ihn, wie er es in Gesellschaft solcher Bierbrauer und Gastwirte aushält.«

»Das gehört eben dazu. Ich sehe, der Herr Gemahl ist in voller Ungnade, — eigentlich sehr erfreulich für ihre Bewunderer.«

Herr v. Thaller heftet seinen durchdringenden Blick irgendwohin auf die Tapete.

»Gestern haben die Herren seiner Partei auch eine endlose Sitzung gehabt. Wichtige Parteisachen hieß es. Hat er Ihnen davon erzählt?«

»Nein« , Vera spielt mit ihrem Armband, — »er weiß, dass mich das langweilt, aber er hat alles aufgeschrieben — und dort eingeschlossen.«

Herr v. Thaller folgt der nachlässigen Bewegung ihrer Hand.

»Ach dort im Sekretär. Wohl das einzige Möbel im Hause, welches auch für die schönste Frau ein *noli me tangere* bleibt.«

Vera lächelt.

»Nicht so sehr, als Sie glauben, — sehen Sie, der Schlüssel ist in meiner Hand.«

»So, — vielleicht ist das ein Fingerzeig des Himmels, — gnädige Frau, erinnern sich unserer Verschwörung, den Herrn Gemahl in das Lager unserer Partei herüberzuholen? Da er nicht gutwillig geht, gebrauchen Sie Gewalt.«

Vera seufzt.

»Wenn ich wüsste wie —.«

»Schmieden wir ein Komplott. — Verfeinden wir ihn mit seinen Parteigenossen, — an mir wird es dann sein, ihm eine geschmückte Ehrenpforte offen zu halten: Vor allem lassen Sie mich die Punktationen sehen, die er da niedergeschrieben hat.«

Vera zögert.

»Vielleicht sind es Geheimnisse?«

»Ein Wisch, der heute nur eine belanglose Reminiszenz ist, — vor Ablauf einiger Jahre dürfte er

nicht danach suchen, — ich möchte nur seine Stellungnahme um Ihretwillen sehen, — vielleicht lässt sich doch etwas tun, — ihn als Präsident einer Bank, — Verwaltungsrat oder dergleichen auch finanziell besser zu stellen. Sie verzeihen meine Offenheit, unter den heutigen Verhältnissen können Sie ja gar nichts genießen.«

»Leider nicht!«

Vera ist erregt an den Schreibtisch getreten.

»Also lassen Sie mich die Schrift sehen!«

»Hier lesen Sie«, sie hat aufgeschlossen und ihm das Blatt gereicht. Herr v. Thaller lässt es langsam in sein Portefeuille gleiten.

»Nicht in Ihrer Gegenwart, schöne Frau, das wäre unhöflich. Da es aber vermutlich länger dauert, bis der Herr Gemahl einen Übergang zu uns findet, mache ich Ihnen einen Vorschlag. — Sie beziehen den ersten Jahresgehalt der später versprochenen Position schon jetzt. Ich lege Ihnen, wenn Sie befehlen — 20.000 Kronen zu Füßen, — ohne Beleidigung — das erste Jahreseinkommen des Herrn Gemahls *antizipando*, — — welches meine Partei, hinter der das Großkapital steht, durchsehen wird.«

Vera ist bis an die Stirnwurzeln errötet.

Hält er sie für käuflich, — wenn Robs das wüsste, — nein, niemals, — aber da wäre ja das Geld für Toiletten,

— Soireen, ohne die niedrigen Szenen mit Robs.

Herr v. Thaller hat ihr Mienenspiel verfolgt.

»Nicht kleinlich sein, schöne Frau«, sagt er jetzt leichthin, »das sind zurückgebliebene Ansichten. — Die Damen der höchsten Kreise sind da viel skrupelloser. — Sie erhalten nächster Tage einen Scheck und alles ist arrangiert, — der Herr Gemahl entführt Sie mir sonst aufs Land. Wie er mir gestern sagte, ist ihm die Menage hier viel zu kostspielig.«

Vera wirft jetzt den Kopf trotzig zurück.

»Gut, — ich will Ihnen folgen, — — aber es darf nur eine Anleihe sein. —«

»Selbstverständlich. Und nun bitte ich um eine Tasse Tee aus Ihren schönen Händen.«

Vera klingelt und während der Diener den Tee serviert, plaudert sie schon angeregt über Theater und Salonereignisse, und hat den Zwischenfall von vorhin vergessen.

* * *

14.

Elsi Lamballe steht vor der Flurtür in der ersten Etage eines gewöhnlichen Mietshauses.

Sie sieht sich die schmale Karte, auf der ›Frau Margit v. Felseck‹ steht, das Guckloch in der braunen Täfelung, sogar den Fußvorleger, der mit einem Kettchen befestigt ist, auffallend lange an.

Sie weiß, dass hinter dieser Tür eine Dame wohnt, die interessante Bücher schreibt, die wohl aus diesem Grunde seit einigen Wochen hieher in die Hauptstadt übersiedelt ist, die denselben Namen trägt, wie eine ihr bekannte Familie, aber sonst als ein wenig leichtlebig gilt, — was will sie eigentlich hier? — Sie, Elsi Lamballe.

Eine Kinderfrau mit einem dicken Baby am Arm kommt die Treppe hinter ihr vorbei, hinauf in das nächste Stockwerk. Ein ungestümer hübscher Junge balgt sich unten im Stiegenhaus noch mit seinem Hund herum. Oben hat Man einen Wohnungseingang geöffnet, und eine unsichtbare Stimme ruft dem Knaben, der noch immer zögert, zu: —

»Fritz, — komm' doch, — Fritz ——.«

Elsi fährt auf — und drückt plötzlich energisch auf den

Beinknopf. Das schrille Geläute dringt bis heraus. Das Guckloch wird geöffnet und geschlossen. — Die Tür geht auf, — ein nettes Dienstmädchen fragt:

»Gnädiges Fräulein wünschen?«

»Ich möchte Frau v. Felseck sprechen, — sie wohnt doch hier. Melden Sie mich, — hier meine Karte.«

»Bitte einzutreten.«

Das Mädchen hat sie durch ein kleines elegantes Speisezimmer in ein Arbeitszimmer, wie es scheint, geleitet. Ein großer breiter Herrenschrreibtisch steht naht am Fenster. Kein zierlicher Sekretär mit unnützen Galanteriewaren beladen, die man bei Benützung erst aus dem Wege schieben muss, keine zierliche Mappe; — Papiere, Bücher Löschblätter, die sehr gebraucht aussehen, sogar das alles ein bisschen kunterbunt verschoben und darüber in einfachem schwarzen Holzrahmen eine Devise

*›Erdensohn, auf deinen Wegen,
Sei gerecht und liebe reich.
Strebe nicht nach fremden Gütern,
Glück und Unglück sei dir gleich,
Denn zu jenen Sternenhöhen —
Trägt man nichts aus dieser Welt, .
Als zwei weiße kalte Hände,
Die man still gefaltet hält.<*

Darunter steht noch in flüchtiger charakteristischer Frauenschrift: »nach einem alten Bogumilenliede.«

Sonderbar, wie diese Umgebung auf Elsi wirkt.

Ihre aufgeregte Gereiztheit lässt nach, sie fühlt sich plötzlich nur traurig.

Sie merkt es gar nicht, dass Frau Margit schon vor ihr steht.

»Ich danke Ihnen, liebes Fräulein, dass Sie gekommen sind«, sie fasst herzlich nach der herabhängenden Hand des jungen Mädchens. »Wollen Sie mir bei einer guten Tat behilflich sein?«

Elsi sucht ihren ganzen hochmütigen Trotz zusammen:

»Es fragt sich, — ob es der Mühe lohnt, — was selten der Fall ist«, sagt sie wegwerfend.

Margit zieht sie neben sich auf das Sofa.

»Ich glaube doch. — Erinnern Sie sich, dass es in den Instituten jetzt üblich ist, den kleinen Mädchen Blumenstöcke in Pflege zu geben, damit sie Fürsorge und Zartsinn lernen. Später sollten wir Frauen diese Sorgfalt, mit der man auch ein Stämmchen, das verkrüppeln will, noch retten kann, auf das Wohl uns lieber Menschen übertragen. —«

Elsi ist noch immer steif und etwas verlegen.

»Ich kann leider nicht lange bleiben. — Wollen Sie mir

sagen, um was es sich handelt?«

Margit sieht absichtlich zur Seite.

»Um Ihre Verzeihung, — für Fritz v. Felseck.«

Elsi errötet heftig und fährt auf.

»In welche Beziehung bringen Sie mich zu diesem ehemaligen Leutnant, den der Ehrenrat degradiert hat?«

Margit sieht sie an und entgegnet sanft.

»Es hat vieles zu seinen Ungunsten gesprochen, — und in einigen Punkten hat man das Urteil später verifizieren müssen. —«

Elsi zuckt die Achseln.

»Was kann das ausmachen?«

Margit: »An der vollzogenen Tatsache ändert es allerdings nichts, — aber es lässt seinen Charakter in besserem Lichte erscheinen. Die Geschichte mit dem Dämchen und der Trunkenheit zum Beispiele nahm er für einen Kameraden auf sich. Er stand der Person ganz fern, — kennt sie nicht einmal dem Namen nach, — der andere hatte ihn gebeten, sie bei Erscheinen des Generals rasch auf die Straße zu setzen. Tags darauf fiel dieser Leutnant Ramek in eine typhöse Krankheit — und erfuhr erst nach Wochen, was mit Fritz geschehen, — als guter Kamerad hatte der ihn nicht angegeben.«

Elsi hat den Kopf erhoben und lauscht atemlos.

»Wirklich, — ist das auch wirklich wahr, — er hatte nichts — mit dieser, — dieser Skandalaffäre — zu tun? — — —«

»Gewiss nicht! — Leutnant Ramek hat es ja ausgesagt. — — —«

Elsi hat plötzlich Tränen in den Augen.

»Und wo ist Fritz, — könnte ich ihn sehen, — sprechen?«

Margit lächelt fein.

»Sie vergessen, dass er degradiert, — ehrverlustig erklärt wurde. —«

»Das ist mir gewaltig schnuppe«, sagt Elsi, jetzt wieder ganz lustiges Sportsmädel, »wegen so einem Pack Schulden, die der arme Kerl — aus hellem Jugendübermut sich ankreiden ließ. Niederträchtig von seinem Papa, — ihn einfach fallen zu lassen, — vermutlich war die andere Sippe, die an dem alten Herrn hängt, schuld an seinem Geiz. Den will ich sehen, der ihn in meiner Gegenwart noch ehrlos nennt.«

Margit unterbricht sie:

»Aber sie taten es doch selbst — und wollten nichts mehr von ihm wissen.«

»Richtig«, Elsi behält ihren schneidigen Ton, »weil Papa uns das Urteil vorlas und es darin hieß: ›wegen

einer Skandalaffäre mit einer schlecht beleumundeten Person in einem öffentlichen Lokal, darum wollte ich ihn nicht mehr sehen. Ich sagte es ja niemandem — wie mich das schmerzte — und demütigte, — sonst wäre ich ehrlich zu ihm gestanden, — gerade jetzt.«

»Elsi — tapfere kleine Elsi!« Frau Margit ruft es fast jubelnd aus und umarmt sie herzlich. — »Aber haben Sie auch bedacht, — keine Uniform mehr, — keine Stellung — ———«

»Meine soziale Ehre«, fällt Elsi bekümmert ein, »das ist das Schlimmste, nicht für mich, — ich pfeife darauf, aber für ihn. —«

Frau Margit unterbricht sie eifrig.

»Kind, — das ist ja eben das gute Werk, bei dem Sie mir helfen sollen. Fritz soll rehabilitiert werden, — seine Schulden bezahlt, — der Offizierscharakter zurückgegeben, — und dabei könnte ihr Papa als einflussreicher Hofbeamter viel durchsetzen.«

»Wird gemacht«, sagt Elsi energisch.

»Freilich weiterdienen wird er kaum mehr können. Auf meinen Rat macht er jetzt einen landwirtschaftlichen Kurs, — vielleicht wird er dann eines Tages Gutsverwalter oder dergleichen, — keine glänzende Lebensstellung für Sie, Elsi. — —«

»Gutswirtschaft«, wiederholt Elsi nachdenklich, »topp,

— ein pyramidaler Gedanke, — Frau Margit, Sie sind ein Genie.«

Margit lacht.

»Danke, — aber was begeistert Sie denn so daran? —«

Das Mädchen ist eingetreten und meldet halblaut:

»Herr Leutnant Fritz!«

Elsi wird purpurrot und fährt auf —.

Margit fragt hastig:

»Soll ich ihn abweisen?«

»Kein Gedanke«, Elsi wirft den Kopf energisch zurück, »sagen Sie nur, wir ließen bitten.«

Frau Margit nickt zustimmend.

»Dieses ›wir‹ wird ihm zwar etwas unverständlich sein«, meint sie lächelnd. — —

Fritz v. Felseck steht auf der Schwelle. Im grauen Zivilanzug, etwas ernster, blässer, scheint er Elsi vorerst fremd.

Er erkennt sie jetzt und seine Stirne rötet sich.

»Erlauben Sie, dass ich später komme, gnädige Frau, — ich will die Damen nicht stören.«

Rasch wendet er sich zum Gehen.

»Fritz!«

Elsi hat es sehr energisch gerufen, wenn auch ein

kleines Beben in der Stimme unverkennbar ist.

»Fräulein Lamballe, — ich dachte, Sie erinnern sich meiner nicht«, sagte er unentschlossen stehenbleibend.

Elsi geht auf ihn zu und reicht ihm die Hand.

»Verzeihen Sie mir, Fritz, — es war nur ein Missverständnis, — durchaus nicht deshalb, — weil Sie —«

Verlegen hält sie inne.

Fritz ergänzt bitter:

»Weil ich deklassiert bin, — und nun hat Ihnen Frau Margit von ihren hochherzigen Gedanken darüber vorgeredet und Sie möchten mir armen Kerl ein wenig Mitleid schenken. Nach einer frommen Lüge suchen«, sagt Fritz mit schneidender Ironie und einem schmerzlichen Zucken im Gesicht.

»Durchaus nicht. — Es ist nur, — es war nur, na also«, platzt sie plötzlich heraus, »wenn Sie so ein Gesicht schneiden, sag' ich's lieber, — ich war eifersüchtig, Fritz, — furchtbar eifersüchtig.«

Fritz ist sprachlos.

»Auf wen? — Auf was?« fragt er verblüfft.

»Auf einen Schatten, den wir ruhen lassen wollen«, legt sich Frau Margit ins Mittel. »Kinder, lasst mich jetzt euch eine kleine Erfrischung besorgen.«

»Bitte bleiben Sie!« sagt Elsi plötzlich gar nicht mutig.

Fritz hat indessen nachgedacht und in seine Augen tritt wieder nach langer Zeit ein jugendfrohes Leuchten.

»Fräulein Elsi, — was Sie da sagen, ist sehr verhänglich. Um auf jemanden eifersüchtig zu sein«, — der alte übermütige Leutenantston will durchbrechen, »muss man ihn ja lieb haben?«

»Stimmt«, sagt Elsi kurz. »Aber davon reden wir später. Vorerst möchte ich eine Geschäftssache mit Ihnen erledigen.«

Fritz ist paff.—

»Mit mir?«

»Ja, — Sie müssen nämlich wissen, dass ich sehr alt bin, — seit zwei Monaten majorenn. Da fällt mir zum Überfluss vor 14 Tagen die Erbschaft einer Tante in den Schoß, — ein großes Gut in Böhmen, — bisschen schweres Schoßkind, — was? Wie soll ich das nun bewirtschaften, — da wollte ich Sie bitten, Fritz — Sie studieren doch Landwirtschaft, — ob Sie nicht die Leitung übernehmen wollten.«

Fritz ist erblasst.

»Ich soll in Ihre Dienste treten, — ja so — natürlich ich vergaß einen Augenblick.«

Auch Margit ist betroffen.

»Sie suchen einen Gutsverwalter?« fragt sie merklich kühler.

Elsi spielt mit ihrem Muff.

»Ach nein, — die Leute sind so oft Betrüger, — oder jagen wenigstens zu sehr nach ihren eigenen Interessen, — ich möchte mein Gut nur von einem sehr nahen Angehörigen — meinem Manne zum Beispiel, verwaltet wissen. —«

»Elsi!«

Fritz ist aufgesprungen. Auch Margits Gegenwart hält ihn nicht mehr ab, — er kniet vor dem jungen Mädchen nieder und schluchzt wie ein Kind in ihrem Schoß.

»So, — so wollt ihr beide mich retten, — aber nicht aus Mitleid, Elsi, — um Gotteswillen nicht nur aus Mitleid. —«

Elsi beugt sich über ihn und sagt ganz leise:

»Aus Liebe, Fritz!«

Margit wendet sich bewegt ab. Das wäre ihr ja einmal wundervoll gelungen. Aber nun heißt es, die beiden in die Gegenwart zurückrufen.

»Elsi, vergessen Sie nicht, — dass Sie erst Ihre Eltern zu gewinnen haben werden.«

Elsi knöpft ihr Jäckchen zu. Wieder ganz Sportsmädel, gibt sie jedem ein kräftiges *shake hands* und sagt

energisch:

»Wird gemacht.«

* * *

15.

Im Frühstückszimmer bei Thorwalds sieht es trotz aller Eleganz nicht einladend aus. Es macht den Eindruck, als ob die Fenster noch nicht geöffnet gewesen, das Teebrett noch vom Vorabend dastünde und nur frische Bäckereien — und ein neu aufgegossener Tee hinzustellen worden wäre.

Die Dienerschaft ist unbeaufsichtigt und nachlässig und mag ihr Tagewerk nicht zu früh beginnen, umso mehr, als der geringste Lärm die gnädige Frau in ihrem Schlummer stört.

Robs sitzt allein vor seiner Tasse und liest die Morgenblätter, während er zerstreut den Zucker umrührt.

Ein nervöses, unschön lautes Gähnen belehrt ihn, dass Vera eingetreten ist, und ausnahmsweise mit ihm zu frühstücken gedenkt. Sie tut es gewöhnlich nur, wenn sie einen ihrer Wünsche durchsetzen will, da sie da am sichersten ungestört bleiben.

»Guten Morgen, Kind«, sagt Robs und sieht flüchtig auf. Trotz ihres eleganten Schlafrocks sieht Vera verblüht aus, welk nach Art der Frauen, die die Nächte durchtanzen und sich Vormittag erst nach dem Frühstück

zu waschen und zu verschönern pflegen.

»Guten Morgen«, sagt sie verdrossen, — »hast du nichts über die Wohltätigkeitsmatinees bei Baronin Lichtenfels gelesen, — bitte sieh nach.«

Robs seufzt.

»Hat das solche Eile, — ich bin gerade bei einer wichtigen politischen Frage.«

»Die läuft dir nicht davon, — mir ist das wichtiger, — oder gib mir die Blätter —.«

»Nein, — warte, — ich muss dann in den Klub, — möchte doch über alles informiert sein, — ich sehe sie rasch durch —.«

Etwas unmutig wendet er Blatt um Blatt.

Vera spielt mit ihren Ringen, und wartet gespannt ob sie unter den Komiteedamen genannt ist.

Plötzlich fährt sie zusammen. Robs ist aufgesprungen und wirft in heftiger Erregung die Tagespresse auf den Tisch.

»Das ist stark, — das muss ich sagen, das übersteigt mein Fassungsvermögen.«

Vera fühlt ein kleines Frösteln, wie von kommendem Unheil. Ihr Gewissen ist nicht rein.

»Was hast du nur Robs?« fragt sie scheinbar harmlos.

»Was ich habe? — Hier, — siehst du, — in dieser

Zeitung finde ich die sechs Punktationen unseres letzten Klubbeschlusses, die wir uns ehrenwörtlich verpflichten mussten, nicht weiterzusagen, — gedruckt, — wörtlich gedruckt und gezeichnet, von einem Abgeordneten. Wer, — wer kann das gewesen sein?«

Vera zuckt die Achseln.

»Mein Gott, — was liegt denn da dran, — das ist doch einerlei.«

»Einerlei?« — Robs sieht sie finster an. —

»Ja, hörst du denn nicht, — was ich sage, — man hat uns ehrenwörtlich verpflichtet, — nur ein Schurke konnte das tun, das ist entweder gestohlen, — oder bezahlt, verkauft —.«

Vera hat plötzlich Angst, dass es ihm einfallen könnte, nach den eigenen Aufzeichnungen im Schreibtisch zu schauen, — sie will ihn ablenken —.

»Im Klub wirst du das am besten erfahren, — ihr habt doch heute Sitzung, um zehn Uhr, denke ich, — dreiviertel hat es soeben geschlagen —. Oder besser, geh' gar nicht hin, — wozu einen solchen Sturm mitmachen, — morgen ist alles vergessen, — über derlei wächst ja so schnell Gras.«

»Im Gegenteil, — ich muss sofort hin, man wird den Schuldigen suchen und ausschließen —.«

Hastig steckt er seine Papiere, ein paar Petitionen und

Wählerbriefe in die Brusttasche, — küsst Vera flüchtig auf die Stirne und geht. Sie sieht ihm etwas beklommen nach, — was wird er erfahren, erleben, — pah, — unmöglich, die Quelle zu erraten, — Vermutungen sind keine Beweise. —

Robs ist indessen im Reichstagsgebäude rasch in den Saal getreten, — wo sein Klub die Beratungen hält. Überrascht hält er inne. Die Herren sind fast vollzählig versammelt. Ein eisiges Schweigen begrüßt ihn. Er will dem ersten, neben dem er steht, einem ihm durch sein neidisches Wesen wenig sympathischen Hofrat, die Hand reichen, doch wendet sich dieser wie zufällig ab. Niemand richtet eine Frage an ihn, niemand berührt den Vorfall in der Zeitung. Man berät über nebensächliche, ganz sachliche Dinge. Robs hält nur mühsam an sich. Endlich richtet er selbst die Frage an den Präsidenten, ob es ihm bekannt sei, wer die Punktationen an die Presse gab. Wieder die lautlose Stille. Einer der Herren sagt endlich ziemlich vernehmlich:

»Der Herr Abgeordnete weiß es vielleicht besser als wir.«

Robs fühlt, wie er erbleicht. Ist es denkbar, — man hält ihn am Ende für den Schuldigen. Wie soll er sich verteidigen, — was sagen, — wenn sie ihn noch offen zur Rechenschaft ziehen wollten, — aber er kennt diese heimlichen Femgerichte, — gegen die man ohnmächtig

ringt, — diese wortlosen Anklagen, — immer hinter dem Rücken —.

Robs v. Thorwald hält sich zitternd vor Erregung, an den ersten, der ihn laut angegriffen hat.

»Ich bitte den Herrn Kollegen, etwas deutlicher zu sein, — ich erkläre gleichzeitig auf das Allerentschiedenste, dass ich dieser Publikation vollständig ferne stehe —.«

Wieder das eisige Schweigen, auf einigen Gesichtern, sogar ein ungläubiges Lächeln.

Robs blickt von einem zum andern. Er kann es nicht fassen, dass man ihn verurteilen will. Der Präsident schließt die Klubberatung, ohne seinen Einwurf zu beachten, mit dem Bemerkten, dass die Haussitzung bereits begonnen habe. Alle Abgeordneten-Kollegen eilen an ihm vorüber, — paarweise, — gruppenweise, — in eifrigem Gespräch, — und Robs sieht sich plötzlich ganz allein.

Er sieht umher, — träumt er, — wacht er, — was hat sich zugetragen? Energisch richtet er sich auf. Sein Gewissen ist rein, — die Sache wird sich aufklären, — er darf sich nicht niederdrücken lassen, heute wo er im offenen Hause eine Rede halten wird. Nur ein Sprecher, ist noch vor ihm eingetragen, — er muss hinüber, sonst versäumt er das Wort. Er nimmt seinen Platz ein und

wartet. Sein Vorredner hat geendet. Robs v. Thorwald erhebt sich und spricht eine klare, sachliche, geistvolle Rede, zu Gunsten der Minoritäten des Hauses, die das Majoritätsprinzip nicht terrorisieren soll. Einige scharfe Ausfälle gegen eine kleine Fraktion nationaler Skandalmacher laufen ihm mit unter. Man beglückwünscht ihn lebhaft, — die Rede hat ihn in die allererste Reihe bedeutender Parlamentarier gerückt. Nur seine näheren Klubgenossen rühren sich nicht.

Der Neid über seinen Erfolg im offenen Haus hat sie noch mehr erbittert.

Da erhebt sich der wegen seiner unqualifizierbaren Angriffe gefürchtete Führer jener Fraktion, der Robs v. Thorwald in seiner Rede ein paar verächtliche Sätze zugeworfen.

Mit hämischem Lächeln breitet er ein Schriftstück vor sich aus und setzt nach einigen scharfen Einleitungsworten als Entgegnung auf Robs Ausführungen fort —.

»Es fällt jedenfalls sonderbar auf, dass mein ›nicht‹ geehrter Herr Vorredner noch den moralischen Cato spielen will, — nachdem er doch offenkundig zu jenen gehört, die skrupellos ihr Ehrenwort brechen. Es ist Tatsache, dass in einer der letzten Klubsitzungen des politischen Verbandes, dem er angehört — sämtliche Anwesende ehrenwörtlich verpflichtet wurden, über die

beschlossenen Punktationen das tiefste Schweigen zu bewahren. — Eines unserer gelesenen Morgenblätter hat nun heute diese Punktationen trotzdem wörtlich gebracht, —und Herr Robs v. Thorwald hat sie ihm ausgeliefert —.«

Eine heftige rauschende Bewegung, wie von vielen erregten Stimmen geht durch den Saal.

Robs v. Thorwald ist sinnlos vor Wut auf den Redner zugestürzt.

»Schurke, — Lügner«, — schreit er heiser, — »beweisen, — beweisen —.«

Man umringt ihn, hält ihn zurück.

»Beweisen, beweisen«, rufen auch andere Stimmen.

Der Redner hebt eine Schrift hoch.

»Hier der Beweis. — Herr Abgeordneter, — ist das ihre Handschrift, — das Original, welches mir gelungen ist, vom Redaktionstisch weg in meine Hände zu bekommen.«

Ein unbeschreiblicher Tumult entsteht.

Robs taumelt zurück, wie von einem Blitzstrahl getroffen. Es ist seine Handschrift, — er erkennt sie sofort.

»Das ist mir gestohlen worden«, keucht er atemlos, — »das sind Aufzeichnungen, die ich nur zu meinem

Privatgebrauch gemacht —.«

Einige Herren umringen ihn teilnehmend.

Die ironische Rednerstimme von vorhin fährt fort —:

»Wie erklären Sie uns denn, Herr Kollega, dass von Seiten der Reduktion, am selben Tage eine für ein Honorar unmäßig große Summe, — 20.000 Kronen, — allerdings auf den Namen ihrer Frau Gemahlin abging, — und ausgefolgt wurde —. Auch dafür bringe ich die Beweise!«

Robs v. Thorwald wird aschfahl im Gesicht.

Er verteidigt sich nicht mehr, — er lässt den erhobenen Arm kraftlos sinken. Mit blendender Helle steht es vor seinem geistigen Blick, — Vera, — das hat Vera getan, nicht einen Augenblick zweifelt er daran, so sehr verachtet er diese Frau schon seit langem, — aber trotzdem: soll er sie, die seinen Namen trägt, hier vor hunderten von Neugierigen, brandmarken? Nein, — er muss schweigen und gehen, — gehen als ein Ehrloser, dem niemand mehr die Hand drücken wird. Er wird sein Mandat niederlegen, — heute noch, — sofort telegraphisch, — er wird aus den Reihen treten, — aber erst muss er das Weib sehen und richten, das ihn zum Schurken gemacht, — er muss sie von der Schwelle seines Hauses jagen. — — — — —

16.

Heller Lichtschein strahlt um zwei Uhr Nacht noch im Salon der Thorwaldschen Appartements.

Der große Luster im Salon ist aufgedreht, — auch die übrigen Zimmer sind erhellt, die Stores nicht herabgelassen, — offenbar hatte man daran vergessen.

Der Herr des Hauses schreitet rastlos durch die Zimmer, — die Dienerschaft hat sich eingeschüchtert zurückgezogen.

Vera ist noch nicht zu Hause. Seit vier Uhr nachmittags wartet Robs so auf sie, während seine Erregung eher steigt als nachlasst.

Endlich das Rollen eines Wagens, — dann auf der Treppe ein Rauschen von eleganten Frauenkleidern. — Robs ballt unwillkürlich die Hand zur Faust. Er möchte die Eintretende niederschlagen.

Die Tür geht langsam auf. Vera steht geblendet von der unerwarteten Helle vor ihm. Sie sieht rot und erhitzt aus, die Haare gelockert, es scheint fast, als ob sie getrunken hätte.

»Woher kommst du?« herrscht sie Robs an. —

»Armer Schatz, — du hast auf mich gewartet. — Du bist also eifersüchtig?«

»Auf dich!«

Der ganze Ekel, den er vor dieser hohlen, frivolen Frauennatur empfindet, legt sich schwer auf das Wort.

Vera fährt auf.

»Du bist nicht sehr höflich. Trotzdem will ich dir sagen, wo ich war. Beruhige dich, in ganz schicker Gesellschaft. Die Gräfin Moiska hat den Polizeipräsidenten bewogen, einige Damen der Gesellschaft an einer nächtlichen Razzia auf Spieler teilnehmen zu lassen. Du glaubst nicht wie interessant das war. Überall wurden Verhaftungen vorgenommen, — diese Strolche, — diese Dirnen, — ihre Zuhälter, — so etwas bekommen wir ja nie zu sehen. Dazwischen traten wir zur Erholung natürlich in irgendein Café, — Graf Wentheim, Baron Nagy und ein paar Ulanenoffiziere waren mit, — und nahmen ein Gläschen *fine champagne* oder dergleichen.«

»Pfui!« — sagt Robs in lodernder Empörung. — »Es hat euch gereizt, das Leben von Dirnen kennenzulernen, — weil ihr selbst Dirnennaturen seid.«

Vera ist etwas ernüchtert bei seinem Ton.

»Mein Gott! — Wenn es andere Damen mitmachen. Wir waren ja im besten Schutz!«

»Lassen wir das jetzt.« — Robs ist ihr drohend nähergetreten und fasst sie rau am Handgelenk. — »Du sollst dich vorerst für etwas anderes verteidigen, — du wirst dich nicht von dieser Stelle rühren, bevor ich weiß, wie und für wen du die Papiere mit meinen Aufzeichnungen aus meinem Schreibtisch gestohlen hast.«

Vera befällt ein Zittern.

»Lass' mich, — ich? Was fällt dir ein.«

»Lüge nicht,— oder ich zermahme dich«, — sagt er, ihr Handgelenk brutal pressend. —

Vera versucht, ihn durch Tränen zu entwaffnen.

»Sei doch nicht so wild, — ich wusste ja nicht, dass es dir schaden könnte, — ich dachte ein so anständiger Mensch wie Herr v. Thaller, — interessiere sich eben für dich als geistvollen Politiker.«

»Aha, Herr v. Thaller, — schade, — den hätte ich mir gerne vor die Pistole geladen —.«

»Du willst ihn fordern?«

Vera stellt sich erschrocken. .

»Nein«, — sagt Robs eisig, — »ich bin nicht mehr satisfaktionsfähig, — selbst für ihn nicht. Seine Hände sind reiner. Er hat für seine Parteiinteressen gearbeitet, — ich für meine persönlichen Bedürfnisse. Komm' jetzt, —

du wirst mir alle Laden deines Schreibtisches öffnen —.«

Vera erschrickt heftig.

»Wozu, — das Dokument ist ja nicht bei mir.«

»Geh', — wenn du kein Unglück heraufbeschwören willst —.«

Vera gehorcht. Robs folgt ihr auf dem Fuße

Ihre Hand zittert, wie sie ihm die Schlüssel reicht.

Er reißt die Mittellade des Schreibtisches auf und bricht in ein wahnwitziges Lachen aus. Da liegt ein ganzes Päckchen Tausendkronenscheine vor ihm und daneben der abtrennbare Teil eines Schecks auf dem die Worte stehen:

»Im Auftrage des Herrn T. — — Zwanzigtausend Kronen, für wohltätige Zwecke. Die Redaktion.«

Robs sinkt auf dem Stuhl zusammen.

»Verkauft, — also verkauft!« stöhnt er erschüttert.

Vera liegt jetzt auf den Knien vor ihm.

»Verzeih', — verzeih', — es ist ja gar nichts Schimpfliches dabei. Sie wollen dir später eine großartige Stellung geben, — das ist nur die erste Anzahlung indessen, — mein Gott, — wie viele Leute bereichern sich so — — —.«

Er schiebt sie mit dem Fuß von sich wie ein ekliges Reptil.

»Hinaus!« sagt er kurz auf die Tür weisend.

Vera sieht, dass sie mit Verstellung nichts erreicht und wendet sich jetzt, ebenfalls kampfbereit zu ihm.

»Gut denn, — wenn du es wissen willst, — ich habe es getan, — weil ich nicht armselig leben will, auch um deinetwillen. Mit deinen lächerlichen Moralbegriffen kommen nur mehr Krämer aus, — ich will genießen, — mein Leben auskosten, — und wenn du mir das nicht bieten kannst, — ziehe ich es tausendmal vor, mich von dir scheiden zu lassen.«

»Das ist das einzige, was ich von dir noch wünsche,« — sagt Robs jetzt mit kühler Ruhe. —

»Du verlierst übrigens nichts, — meine soziale Stellung ist durch deinen klugen Streich vernichtet, — mein Mandat habe ich bereits zurückgelegt, — wir müssten auf dem Lande in größter Zurückgezogenheit leben, — und ich glaube, wir beide genügen einander nicht mehr, — diese Einsamkeit zu Zweien wäre unerträglich. Das Geld musst du natürlich zurückstellen, — so viel Anstand wirst du noch haben. Geh', — geh', — bevor mich die Wut von neuem übermannt.«

Vera, froh zu entkommen, rafft ihre Schleppe auf und verlässt das Zimmer. Sie weckt ihre Kammerjungfer aus dem Schlaf, lässt sich entkleiden und liegt dann lange wach. Nein, sie können nicht mehr zusammen leben, —

der Schimpf wird ihn verfolgen, — zu dumm, dass das publik werden musste. Das Geld soll sie zurückstellen, — fällt ihr gar nicht ein. Sie wird es nehmen und damit die Gräfin Moiska irgendwohin an die Riviera begleiten.

Wie sie am späten Morgen um ihr Frühstück schellt sagt man ihr, der Herr sei mit allen seinen Sachen auf das Gut gereist. Er hat ihr also die Wohnung einstweilen überlassen, bis die Scheidung vollzogen ist. Ganz nett von ihm — .

* * *

17.

Im Coupé des Schnellzuges nach Marburg sitzt eine Dame allein und liest schon zum zehnten Mal ein ihr zugekommenes Expressschreiben.

Es ist Margit v. Felseck und der Brief ist von ihrer langjährigen Haushälterin, welche dort zurückgeblieben ist, um den Hausstand aufzulösen Er lautet:

›Fräulein Olga seit gestern wieder bei uns. Sie ist krank und beispiellos aufgeregt, so dass ich ernstlich fürchte, sie will sich ein Leid antun. Bitte sofort zu kommen. Frau Wagner.‹

Was hat das zu bedeuten. — Olga krank, — warum bei ihr —? Margit hat den nächsten Zug genommen und ist nun unterwegs nach ihrem frühern Heim.

Sie liest, in die Ecke gedrückt, die Morgenblätter, — den gestrigen Reichstagsbericht. Plötzlich wird ihr Blick fieberhaft gespannt, — das Blatt zittert in ihren Händen.

Die Arbeiterpresse bringt einen Artikel ›Ein Gerichteter‹ mit großen gesperrten Lettern; die Vorfälle in der letzten Haussitzung zwischen dem Abgeordneten Robs v. Thorwald und einem Mitglied ihrer Fraktion sind behaglich breitgetreten.

Großer Gott, ist das denkbar. — Robs — als käuflich, wortbrüchig, — beschimpft, entehrt, sein Mandat schon niedergelegt. Margit greift sich an die Stirne, ein Schwindel erfasst sie, sie geht in den Korridor hinaus, um sich dem frischeren Luftzug auszusetzen.

Ein großer Herr, der reglos hinaus in die Gegend starrt, versperrt ihr den Weg. Margit schreit fast auf — es ist Robs. Rasch tritt sie auf ihn zu.

»Herr v. Thorwald, — welcher Schurkerei sind Sie denn da zum Opfer gefallen?« spricht sie ihn ohne jede Einleitung an.

Er wendet sich um — erkennt sie, — und ein seltsam warmes Gefühl überflutet ihn, dass sie es so auffasst, keinen Augenblick an ihm zweifelt. — Er setzt sich ihr gegenüber ins Coupé und sagt ihr in dürren Worten alles, — wie es gekommen, — ohne anzuklagen, — ohne Beschönigung.

Er lachte nur schneidend auf —.

»Nun werden auch Sie sagen, — ich brauche Fritz von Felseck nicht mehr zu verachten, — ich bin auf dieselbe Stufe herabgesunken, — deklassiert.«

Margit sieht ihn ernst an.

»Fritz war schuldig, — wenn auch vom rein menschlichen Standpunkt entschuldbar, — Sie dagegen sind nicht schuldig.«

Ein schneidender Hohn liegt in seiner Stimme, wie er barsch entgegnet:

»Wer fragt darnach?«

Sie begreift, dass seine Wunde noch zu frisch ist, um sie heilen zu wollen, — seine ganze stolze Männlichkeit empört sich gegen den Schlag, der ihn getroffen.

Sie schweigen beide.

Endlich fragt Margit leise:

»Sie fahren auf Ihr Gut?«

»Ja«, — sagt er rau, — »wenigstens ins Gesicht will ich mir nicht speien lassen.«

»Und Vera?« fragt Margit leise, fast schüchtern.

»Ich werde sie nie wiedersehen, — nie.«

Etwas wie Hass lodert in seinem Blick.

»Sind Sie nicht zu hart?«

»Nein, — sie ist eine Dirnennatur durch und durch. Jetzt hat sie meine Ehre verkauft, — ihre eigene wird folgen.«

»Vielleicht bereut sie, — und wenn sie dann doch käme, Ihre Einsamkeit zu teilen?«

»Vera? — Wie schlecht Sie sie kennen, — — — sie wird helfen, die Steine auf mich zu werfen. Es täte auch nicht gut, wenn sie käme, — ich könnte sie in einem

Augenblick der Raserei ermorden.«

Margit fragt nicht mehr. Sie sieht, wie furchtbar dieser Mann unter dem Kainszeichen der Ehrlosigkeit leidet, das ihn getroffen hat mitten in seinem stolzen Emporstreben, — hinterrücks, — unverhofft.

Wie der Zug hält, — drückt sie ihm nur die Hand. Sie sucht vergebens seinen Blick, und wortlos gehen sie auseinander.

In ihrer Wohnung befällt Margit eine neue s Sorge, — was ist mit Olga. Man sagt ihr, dass sie in einem verdunkelten Zimmer liegt, die Annahme jeder Nahrung verweigert. Rasch legt Margit ihre Überkleider ab — und tritt bei ihr ein —.

»Olga, was ist geschehen?«

Erst keine Antwort, dann ein fassungsloses Schluchzen.

Margit will das Licht aufdrehen, da die Stores herabgelassen sind.

»Nein, — nein, — kein Licht«, stöhnt Olga und wirft sich unruhig herum.

»Also nein, Kind, — sei ruhig, — mein Auge hat sich an das Dunkel schon gewöhnt.«

Margit sucht nach Olgas Hand und hält sie fest.

»Sprich jetzt, — oder wollen wir damit warten?«

»Nein, — nein.« — Olga drückt den Kopf wild in die Kissen. — »Ich ertrage es nicht mehr, Du weißt doch, dass ich bei Gustav war, — oft allein, wenn die Kinder schliefen, — ich sagte Mama, — dass er manchmal sehr zärtlich mit mir sei, — sie lächelte nur dazu, — und, — und — ich fühlte mich mit einem Mal krank, — elend, — täglich elender — — — .«

Olga schluchzt jetzt so heftig, dass die Worte unverständlich sind.

Margit erschrickt — sie begreift mit einem Mal, was geschehen ist, und will dem armen Kinde das Geständnis erleichtern.

»Du wirst Mutter, Olga, nicht wahr?«

Sie fragt es sanft ohne besondere Betonung.

Olga nickt in Tränen aufgelöst.

»Was nun, — was nun?« fragt sie die Hände ringend.

Margit streichelt sie zart.

»Wollen Dir die Deinen nicht helfen?«

»Nein, — niemand. — Mama war so furchtbar böse, — sprach von der Schande, die ich über uns alle bringen würde, — wenn ich dort bliebe, — von meiner Verworfenheit, und sie war es doch, — gerade sie, — die immer wollte, — dass ich zu Gustav gehe, — lieb mit ihm sei. Auch Vera hat mir nicht geantwortet.«

»Und Gustav?«

Margit fragt es fast mit Widerwillen.

Olga hat einen neuen Paroxysmus von Tränen.

»Er mag mich nicht heiraten, — er mag kein Mädchen, das sich früher vergisst, — so sagt er jetzt, — und dabei ist er schuld, — er allein. — Margit, wenn du hin zu ihm wolltest, — ihn bitten, — ihn flehen, — dass er doch Ernst macht. —«

Margit fühlt dass sie für Olga errötet, — aber sie ist trank, — sinnverwirrt, — sie muss Geduld mit ihr haben.
—

»Du willst ihn also trotz alledem heiraten, obwohl du erfahren hast, dass er ein Schurke ist? Nein, Kind, das rate ich dir nicht. Er wird dich missachten, zu Boden treten, — und du, — du kannst ihn doch nicht mehr lieben. Willst du betteln um dein gutes Recht? Hast du denn gar keinen wahren Frauenstolz? Und dann, was soll mit dem Kinde geschehen, das zu früh auf die Welt käme, um den Skandal zu erdrücken?«

Olga hat sich aufgerichtet.

»O, das könnten wir ja weit fortgeben, dass es niemand erführe, — wir würden eben ein paar Monate reisen.«

Margit seufzt enttäuscht.

»Ich verstehe dich nicht, Kind. Du bist ganz

irregeleitet in deinem Fühlen. Wäre es nicht tausendmal schöner, du behieltest dein armes Kind bei dir, — wiesest diesem Schurken die Türe selbst, wenn er noch käme. Ich ginge mit dir ins Ausland, bis alles vorüber ist, und wir würden dir irgendeine Stellung suchen, — ich würde alles beisteuern, — bis du auf eigenen Füßen stehst.«

Olga schlägt den Blick vor ihr nieder.

»Ich danke dir, Margit, — aber es ist doch nicht das Wahre. Es ist so schrecklich, vor aller Welt verachtet zu werden. Lieber würde ich noch darauf eingehen, dass Gustav, wie er kürzlich höhnisch zu Mama sagte, — seine volle Freiheit behielte, und ich nur als seine Hausdame in der Ehe neben ihm lebe —.«

Margit erhebt sich und sagt schroff:

»Wie du meinst.«

Olga hascht ängstlich nach ihrer Hand.

»Aber ich darf doch bei dir bleiben, — und du willst mir helfen, dass niemand, — niemand es erfährt.«

Margit sieht die krankhafte Angst in dem entstellten, jungen Gesicht und nickt gütig bejahend.

— Wie kommt es nur, dass sie alle den Verlust der sozialen Ehre so namenlos fürchten und die wahren Werte ihres Wesens anstandslos preisgeben. Sie hat das nie begriffen, — sie nie. — —

»Wir wollen ins Ausland reisen, wir beide, — in ein, zwei Monaten, — bis dahin hat es ja Zeit, — wenn Gustav nichts von sich hören lässt — — — —.«

* * *

18.

Ein kalter, eisiger Herbstwind fegt die Parkwege von Reitzenstein.

In den Zimmern ist es ungemütlich, — dumpf — ungeheizt, — die welken Blätter wirbeln zu den offenen Fenstern herein.

Der Schlossherr bemerkt es nicht. Er sitzt an seinem Schreibtisch unter einem Wust von Zeitungen, von denen er abwechselnd eine aufgreift. Immer noch bespricht man seinen Fall, variiert, kommentiert das unerhörte Ereignis. Ein Blatt bedauert sogar sein armes, junges Weib. Auch unter den Briefen seiner Wähler ähnliche Anwürfe. Das Regiment, in dem er Reserveoffizier ist, fordert ihn auf, seinen Offizierscharakter abzulegen.

Er ist tatsächlich moralisch totgepeitscht durch ungezählte Hiebe, die man gegen ihn führt.

Hat denn das kein Ende? Nur eines, — seit heute weiß er es, und neben ihm liegt seit ein paar Augenblicken ein glänzend neuer Revolver.

Er schreibt nur noch an seiner Rechtfertigung, — selbst über das Grab hinaus will er nicht ehrlos sein. Die Feder fliegt über das Papier, — plötzlich lässt er sie

fallen, — und schluchzt trocken auf, — wozu, — wer liebt ihn, — wem soll er ein gutes Andenken hinterlassen, — der Meute, die ihn gehetzt? — Lächerlich, mögen sie triumphieren.

Die Tür hat sich leise geöffnet, ein leichter Schritt hat sich ihm genähert, und Robs von Thorwald fühlt plötzlich, dass jemand sein Haupt umschlingt und es leise an sich zieht.

Er blickt auf.

»Margit!« — ruft er bewegt, — »Sie, — wie konnten Sie —?«

Sie lächelt ihn unter Tränen an.

»Ich habe ja diese Infamien«, — sie zeigt auf die Blätter, — »alle auch gelesen, — bei jeder Zeile habe ich mitempfunden, — was Sie hier heraußen — einsam Schreckliches tragen müssen, da hielt es mich nicht mehr, — bin ich Ihnen lästig, Robs — dann weisen Sie mir einfach die Tür. —«

»Lästig, — wie können Sie so sprechen, Sie, das einzige, echte, seelisch reine Wesen, das mir begegnet ist!«

Margit kniet schnell bei ihm nieder.

»Und doch hat die Welt gerade mich eine Sünderin genannt. Ich habe gefehlt und geirrt, — aber nie aus Selbstsucht, nie aus gemeinem Triebe. Wenn die Seele

nach dem alten Kinderglauben Flügel hat, so sind meine weiß geblieben. So steht es auch mit Ihnen, Robs, — Ihr Ehrenschild ist rein, — die es getrübt haben, wissen nicht, was sie tun ——.«

Er zieht sie an sich empor.

»Margit, — liebste, geliebte Törlin, — der Mann kann ohne soziale Ehre nicht leben.«

»Nicht hier, nicht unter den alten Verhältnissen, gewiss. Mein Traum war es schon lange, drüben in der neuen Welt mein Leben zu beschließen. Aber so ganz allein fiel es mir so schwer. Bis vor kurzem hoffte ich, Olga von Felseck würde mich begleiten, — aber ihre Familie hat es doch zuwege gebracht, dass Baron Gatscher sie heiratet. Robs, kommen Sie mit mir«, — leicht berührt ihre Hand den Revolver, — »schenken Sie mir dieses, wie Sie meinen, nutzlose Leben. Ich bedarf so sehr — des Anschlusses, — der liebevollen Sorge, — ich mache sonst Torheiten, — Sie wissen es, — die die Menschen oft viel grausamer bestrafen, als wirkliche Schuld —.«

»Und eine dieser hochherzigen Torheiten wollen Sie eben wieder begehen, — Sie rufen meinen Schutz an, — um mich zu retten —.«

»Nein, Robs, — denn mein ganzes Herz gehört ja Ihnen«, — und mit einem mädchenhaft trotzigem Lächeln

fügt Margit hinzu, — »diesmal sehne ich mich wirklich zu sündigen, und zwar um meinetwillen.«

Robs schließt sie fest in seine Arme. Er küsst sie wieder und wieder, und Margit fühlt an den starken Schlägen seines Herzens, dass er ihr folgen wird überall hin, — über das Meer — — ———.

* * *

19.

Zwei Monate sind vergangen. Stolz und mächtig rauschend schneidet der Dampfer ›Iris‹ die Fluten des Ozeans. Sein Ziel ist Amerika. Es sind viele Passagiere an Bord, — Auswanderer, Abenteurer — und vornehme Reisende.

Ein ernster Mann und eine junge Frau mit einem dunklen Krauskopf schreiten am Verdeck Arm in Arm auf und nieder. Es ist Robs von Thorwald und Margit von Felseck.

Jetzt bleiben sie stehen und blicken nach dem Zwischenraum, wo sich die ärmeren Passagiere bewegen.

Robs deutet mit dem Arm hinüber.

»Siehst du diese magere, schwarze Gestalt dort auf dem zerfetzten Teppich —?«

»Ein Neger, nicht wahr?« fragte Margit.

»Ja, auch eine jener hässlichen Abschaumwellen, die unsere Zivilisation oft wirft. Es ist Tity, der Neger der Gräfin Moiska. Ich sprach vorhin mit ihm. Als Knabe hat man ihn herüber genommen, — in teure Kleider gesteckt, als *Groom* verhätschelt, — dann war er Bedienter, Stallmeister, — immer der Liebling großer Damen. Jetzt

wird er alt, hat einen Gesichtsausschlag, der ihn entstellt, und so schickt man ihn zwangsweise zurück in seine Heimat. Hässlich, unwürdig, — und zu denken, dass es diese Kreise sind, die unseren Wert taxieren.«

»Mein Robs, — denke nicht mehr daran—«, Margit schmiegt sich an ihn, — »wir wollen dort drüben ein neues Leben beginnen, — eine Ehe im edleren Sinne, — wenn wir auch außerhalb des Gesetzes bleiben müssen.«

Etwas wie Trauer bebt durch ihre Stimme, — der Schmerz der fein empfindenden Frau, die den Anwurf der Schmach, selbst wo er ungerecht ist, nur zuckend erträgt.

Robs lächelt auf sie nieder.

»Wer weiß?«

Fragend sieht sie auf.

Sein Gesicht wird plötzlich ernst.

»Unter den Briefen, die ich knapp vor der Abreise erhielt, fand ich eine sehr traurige Nachricht. Vera ist schon vor einer Woche an den Folgen eines Automobilunfalles in Beaulieu, wohin sie sich mit Gräfin Moiska begab, gestorben. Wir können uns also drüben doch den Gesetzen der alten Welt unterwerfen und uns trauen lassen, wenn ein paar Monate ins Land gegangen sind.«

»Wozu, da wir nie wiederkehren?« fragt Margit leise obwohl sie das Gefühl überwältigt, dass ihr Glück nun

erst zu einem umfriedeten, stillen Hafen werden soll.

Robs hat die Sehnsucht in den dunklen Augen verstanden.

»Das will ich dir sagen, Margit. Wir könnten einen Sohn haben, der dann hinüber möchte, seiner Soldatenpflicht in der alten Heimat zu genügen, — denn Ausländer wollen wir ja nicht werden, — ihm müssen wir dann auch die soziale Ehre wiedererringen. Er soll sein Haupt hochtragen dürfen.«

Margit lächelt ihn glücklich an.

»Wenn uns dieses Glück jemals beschieden sein sollte, — ein Kind, einen Knaben, unser Eigen zu nennen, — dann Robs, wollen wir ihn aber auch lehren, dass die innere Ehre wertvoller ist, als die äußere — —.«

»Ja, Liebling.«

Und zärtlich zieht er den dunklen Kopf an seine Brust, — und beide blicken hinaus auf das düster rauschende Meer, das sie einem neuen Leben entgegenträgt.

Ende



Berlin

2015

Jürgen Beschorner

Geprüft:
Sigil Sanity Check
Sigile epubcheck

